

Aimé Césaire / René Ménéil
Einführung in die martinikanische Folklore

Es war einmal...

Man erwarte nicht, hier Kosmogonien oder Metaphysiken zu begegnen. Nicht einmal dem Ausdruck der großen Gefühlsabenteuer, die den Menschen auszeichnen. Der Gedanke ist wie das Gefühl ein Luxus.

Es war einmal – ein unglückliches Mal, ein elendiges und schändliches Mal – ein schwarzer Mensch, der an der schwarzen Erde hing...

*

Man nehme es, wie man will, es ist ein Volk, das Hunger hat. Keine Erzählung, keine Geschichte, in der nicht – Vision von Schlemmerei und Saufgelage – diese Obsession der leeren Bäuche vorkommt. Es ist Hearn, der darauf hinweist: „Armer Yé, für mich lebst du noch auf intensivere Weise anderswo als in diesen Trink- und Eßgeschichten, die so grausam den langen Hunger deiner Sklavenrasse enthüllen. Denn ich habe dich an Berghängen weit über den Wolken das Zuckerrohr schneiden sehen. Ich habe dich mit dem großen Messer in der Hand von Plantage zu Plantage klettern sehen; ich habe dich durch die von Schlangen wimmelnden Gehölze bis zu irgendeinem erloschenen Krater klettern sehen, um einen Palmkohl zu pflücken, immer hungrig, immer mittellos.“

Ob es sich um Yé, um Nanie-Rosette, um die Erzählung von der Dame Kélément handelt, die Inspiration ist immer die gleiche: Armut, Hunger. Immer das gleiche Sichschadloshalten des Traums an der Realität. Eine prachtvolle Rache. Unser der Himmel der Schwelgereien! Und ihrer Eroberung, der der Schwelgerei, verdanken ein Ti-Jean-l’Oraison, ein Saint-Jean-Bango den größten Teil ihrer Berühmtheit. Und wenn essen auch nicht das Ideal ist, das von der Moral anerkannte Ideal, ist es doch wenigstens die höchste, unwiderstehliche Versuchung, die verlockendste und perfideste Form der Sünde. Du weißt es, Nanie-Rosette, Gefangene des Felsens, vom Teufel belauert, weil du dem köstlichen Geschmack des „féroce“ nicht hast widerstehen können.

Trinken, essen – immer und immer wieder der gleiche Traum. Wir wollen diese „Einfältigkeiten“ nicht belächeln. In einer auf den ersten Blick kindischen, aber auf jeden Fall direkten Form ein historisches Dokument von unschätzbarem Wert. Wenn man alle Archive durchstöbert, alle Aktenordner durchgeblättert, alle Papiere der „abolitionnistes“¹ durchgewühlt hat, wird derjenige, der beredt und aufrüttelnd das große Elend unserer Sklavenvorfahren darstellen will, auf diese Geschichten zurückgreifen.

Und da haben wir, was den geheimen Mechanismus des Wunderbaren enthüllt. Wenn der von einer ungerechten Gesellschaft zermalmte Mensch entmutigt und machtlos um sich herum vergebens die große Hilfe sucht, projiziert er sein Elend und seine Auflehnung in einen Himmel aus Verheißung und Dynamit.²

*

Nach dem Zyklus des Hungers der Zyklus der Angst. Der Herr und der Sklavengefährte, die Peitsche und die Denunziation. Es ist die Zeit, in der sich Abenteurer, Weiße und Neger, auf die „Jagd nach *marrons*“³ spezialisieren; die Zeit, in der Fleischerhunde Schluchten und Berge absuchen; die Zeit, in der die Denunziation dem Verräter die Freiheit einbringt. Mit anderen Worten die Zeit der Angst, der Großen Angst und des Allumfassenden Argwohns.

Daher stammt die merkwürdige und so bezeichnende Mythologie des *zombi*. Alles ist Zombi, das heißt: ihr müßt allen mißtrauen. Ihre vertrauenerweckende oder gar bezaubernde äußere Erscheinung? Lug und Trug! Eine Falle! Vorsicht vor dem Krebs, der die Straße entlanghinkt, vor dem Kaninchen, das in die Nacht hinausflüchtet, vor der zu liebenswürdigen und koketten Frau: eine Zombie, eine Zombie, sag' ich euch! Begreift doch, daß sich gegen euch die ganze Menschheit und alle Tiere und die gesamte Natur verschworen haben.

„Zombi“, schreibt Hearn, „das Wort steckt voller Geheimnis, selbst für die, die es in die Welt gesetzt haben. [...] Der Zombi täuscht einen in der Gestalt eines Reisegefährten, eines alten Kameraden, genau wie die Wüstengeister der Araber; oder sogar in Gestalt eines Tiers.“

Man verwechsle ihn nicht mit dem ordinären Gespenst, das durch falschen Sprachgebrauch ebenfalls zum Zombi geworden ist. Man verwechsle ihn auch nicht mit dem haitianischen Zombi, diesem sanftmütigen, gewissenhaften Roboter, diesem gutwilligen lebenden Toten. Das martinikanische Phänomen ist weit grausamer. Man hat Angst. Ist voller Mißtrauen. Vor was und gegenüber wem? Vor allem. Vor dem Bösen, das sich zeigt, wie vor dem Bösen, das sich tarnt. Hütet euch vor dem Sein; aber hütet euch auch vor dem Schein...

*

Eine Trommel. Das große Lachen des Vaudou steigt von den *mornes*⁴ herab. Wieviele Revolten, die sich im Laufe der Jahrhunderte auf diese Weise erhoben haben! Wieviele kurzlebige Siege! Aber auch was für Niederlagen! Was für Repressionen! Abgehackte Hände, gevierteilte Körper, Galgen – all das säumt die Alleen der Kolonialgeschichte. Und davon sollte nichts Eingang in die Folklore gefunden haben? Man kennt die Geschichte von Kolibri. Kolibri, gegen den sich das Pferd, der Ochse, der Waffenfisch und Gott selbst verbünden. Kolibri und sein treuer Begleiter: die Trommel!

„Waffenfisch ging weiter auf ihn los. Beim zweiten Schlag war's vorbei.

»Mein letzter Kampf«, sagte Kolibri und fiel tot zu Boden.

Waffenfisch hob in aller Eile ein großes Messer auf, das dort herumlag, schnitt Kolibri den Kopf ab und legte ihn unter den Quaderstein im Hof des Hauses. Dann erst nahm er die Trommel und brachte sie fort.“ (L. Hearn: *Trois fois bel conte...*)

*

Und jetzt, was ist davon noch übrig? Der Hunger, die Angst, die Niederlage.

Die große Dreiecksroute und ihre eintönigen Zwischenstationen. Was noch übrig ist? Kolibri, der tapfere Kolibri ist lange tot. Seine Trommel schlägt nicht mehr zum Angriff. Nun, da gibt es noch, neben der verstümmelten Kröte, neben dem Tiger, auf dessen Kraft man nicht mehr zählen darf, da gibt es noch... Kaninchen, Kaninchen das Schwache, schwach wie Kolibri, aber auch Kaninchen das Gerissene, das Verschlagene, das Durchtribene... der Drückeberger. Bastardierung der Rasse. *Das* ist die große Wahrheit. Die individuellen Lösungen sind an die Stelle der Massenslösungen getreten. Statt der Lösungen durch Kraft gibt es die Lösungen durch Schläue.

Was ist noch übrig? Die kleinen Schlaumeier, die Raffinierten, diejenigen, die wissen, wie der Hase läuft. Fortan teilt sich die Menschheit in zwei Hälften: in diejenigen, die sich zu helfen, und in diejenigen, die sich nicht zu helfen wissen. Ein prächtiges Resultat von zweihundert Jahren Zivilisation!

*

Es war einmal ein schwarzer Mensch, der an der schwarzen Erde hing...

In *Tropiques*, Nr. 4, Januar 1942

¹Befürworter der Abschaffung der Sklaverei (Anm.d.Übers.)

²a) Yés schlauer Sohn bringt Überfluß unter das väterliche Dach. Vgl. Hearn: „Da bereitete die Mutter einen Krabben-Calalou, einen dicken Bananen-Tonton, dazu mateté cirique, mehrere Kalbassen Couscayes und zwei Büschel Feigen zu, insgesamt ein sehr schönes Diner mit einem Schoppen Zuckerrohrschnaps, um das Ganze hinunterzuspülen.“ (Yé)

b) Erinnern wir uns daran, daß es eines Gesetzes (Gesetz vom 18. Juli 1845), einer Verfügung (Verf. vom 5. Juni 1846), eines ministeriellen Runderlasses (13. Juni 1846) und einer Verordnung des Gouverneurs (Oktober 1846) bedurfte, um festzusetzen, daß der Herr seinem Sklaven wöchentlich sechs Pfund Maniokmehl und anderthalb Kilo Dorsch schuldete; ein Zeichen, daß die gewöhnliche Kostmenge überall unter diesem bescheidenen Quantum lag.

³entflohenen schwarzen Sklaven (Anm.d.Übers.)

⁴kreolisches Wort für die Berge der frankophonen Antilleninseln (Anm.d.Übers.)

Georges Gratiant **Kreolische Märchen**¹

I

Zu jener Zeit war der Teufel schon alt geworden, aber er war noch nicht zur Hölle hinabgefahren. Er hatte sich weit fort im Gebirge niedergelassen.

Ich sagte, daß der Teufel alt war, also war er häßlich und fand keine Frau mehr. Nun gab es aber im Lande ein Mädchen, das hübscher war als alle anderen und das Artémise hieß. Sie hatte ihr Herz Jô geschenkt, der schön, jung und mutig war. Eines Abends, als nur eine dünne Mondsichel am Himmel stand, die wie die Hörner des Teufels aussah, entfernten sich Artémise und Jô von den Hütten, um einander ihre Liebe zu gestehen. Plötzlich hörten sie ein lautes Geräusch, so als ließe der liebe Gott den Donner rollen. Sie hoben den Kopf und sahen, daß keine

Spur eines Gewitters am Himmel war, aber sie bemerkten auch, daß die leuchtenden Hörner immer schneller an den Wolken entlangsausten. Sie dachten, das sei eine schlechte Nacht für sie, und entschlossen sich heimzukehren. Aber plötzlich wurde Artémise von der Finsternis gepackt, und trotz verzweifelter Anstrengungen vermochte Jô sie nicht zurückzuhalten. Er hörte, wie die Rufe seiner Braut ein letztes Mal im Gebirge verhallten.

Am darauffolgenden Morgen ging Jô zur Zauberin. Als „Verbindungsgegenstand“ übergab er ihr die kleine Strähne aus Artémise' Haar, die er in einem roten Baumwollsäckchen immer bei sich trug. Die Zauberin verriet ihm wo sich Artémise aufhielt.

Jô machte sich sofort auf den Weg zum Haus des Teufels. Er kam vor eine Grotte, die wie eine Tür in den Felsen gehauen war. Der Weg war so lang gewesen, daß bereits die Nacht hereinbrach. Jô sah, wie der Teufel selbst nach Hause kam, die Arme mit schönen Stoffen beladen. Er dachte, der Teufel wolle Artémise zu seiner Frau machen. Zorn und Liebe gaben ihm seinen Mut zurück. Er folgte dem Teufel mit kleinen Schritten und sah, daß die Höhle drei hintereinanderliegende Türen hatte. Jede wurde von einem Dämon bewacht.

Der erste hatte einen riesengroßen, bis zu den Ohren reichenden Mund und gewaltige Kinnbacken. Auf einem Haufen Steine sitzend, spielte er mit diesen, so wie man „toulites“ spielt, und wenn die Steine in seiner Hand aneinanderstießen, sprangen Funken aus ihnen hervor, denn es waren Donnersteine. Von Zeit zu Zeit unterbrach er sein Spiel, um die Steine zu essen, die seine Kiefer mit einem krachenden Geräusch zermalmten.

Der zweite Dämon hatte eine Zunge, die wie ein dicker Meeraal aussah und die er niemals in seinen Mund zurückziehen konnte, da dort nicht genug Platz für sie war. Er benutzte sie, um die Asche eines Holzkohlenfeuers zusammenzufügen, die von dem Wind, der durch die drei Türen blies, fortwährend umhergeweht wurde.

Der dritte Dämon hatte breite, hakenartige Füße, die mit Krallen versehen waren, und seine Hände waren genauso beschaffen. Er trank aus einer Kalebasse Wasser, das er am Grunde eines tiefen Brunnens schöpfen mußte.

Alle drei sahen sehr leidend aus und hatten den gleichen haßerfüllten Blick. Jô begriff, wie schwierig es für ihn werden würde, bis zum Teufel vorzudringen. Fast verzweifelt ging er zu seiner Hütte zurück. Doch nachdem die Nacht ihm Rat verschafft hatte, begab er sich schon am nächsten Tag wieder zur ersten Tür des Teufels.

„Guten Tag, Teufel“, sagte er zu dem ersten Dämon. „Ich komme, um meine Braut abzuholen, die dein Herr mir gestohlen hat.“

„Scher' dich fort“, erwiderte ihm Diable-la-misère, „denn ich hab' Hunger genug, um dich heute morgen mit Haut und Haaren zu fressen. Sieh her, ich bin dazu verdammt, nur diese Steine zu essen.“

„Armer Teufel, nimm dieses Brot hier, das ich dir mitgebracht habe, und laß mich hinein, ich bitte dich inständig.“

Diable-la-misère nahm das Brot, machte die Augen zu, und schon stand Jô vor der zweiten Tür.

„Guten Tag, Teufel“, sagte er, „ich hab’s eilig, laß mich durch, meine Liebste wartet auf mich.“

„Ich leide zu sehr, um dir antworten zu können“, sagte Diable-du-feu, „meine Zunge ist eine einzige Wunde. Scher’ dich fort!“

„Armer Teufel! Ruh’ deine Zunge aus und nimm diesen Besen, den ich dir mitgebracht habe. Benutz’ ihn für die heiße Asche.“

Und so stand Jô plötzlich vor der dritten Tür.

„Guten Tag, Teufel“, sagte er, „meine Braut grämt sich sehr, drum laß mich sie holen.“

Diable-la-soif setzte langsam seine Kalebasse ab und entgegnete ihm:

„Scher’ dich sofort hier weg, wenn du nicht willst, daß ich dir die Kehle durchschneide, um dein Blut zu trinken. Sieh, ich bin dazu verdammt, immer wenn ich Durst habe, in den Brunnen hinabzusteigen. Aber wenn ich wieder heraufkomme, bin ich immer noch durstig.“

„Armer Teufel. Nimm dieses Seil, daran kannst du deine Kalebasse befestigen, das wird dich nicht so ermüden.“

Diable-la-soif nahm das Seil, und Jô, von der Liebe geleitet, fand Artémise, nahm sie und lief mit ihr fort. Durch den Lärm, den sie dabei machten, wurde der Große Teufel, der gerade ein Altersschlächchen hielt, aufmerksam. Er war zunächst ganz starr vor Staunen über die Kühnheit dieses Burschen, der es gewagt hatte, bei ihm einzudringen. Dann lachte er so entsetzlich, daß die beiden Liebenden wie angewurzelt stehenblieben. Als sie dann aber, sich an den Händen haltend, weiterliefen, hörte der Teufel auf zu lachen, und immer noch ohne sich von der Stelle zu rühren, seiner Macht gewiß, rief er:

„Diable-la-soif! Fang’ den jungen Mann ein, der da vorbeikommt, und ertränke ihn mir im Brunnen!“

„Nein, ich werde ihn nicht ertränken, denn er hat mir vorhin ein Seil geschenkt, das mir sehr nützlich ist.“ Der Teufel kam gar nicht dazu, wütend zu werden, als Jô Artémise bereits durch die zweite Tür zog.

„Diable-du-feu! Fang’ den jungen Mann ein und verbrenne ihn! Verbrenne ihn, sag’ ich dir!“ Aber Diable-du-feu fuhr fort, in aller Ruhe seine Asche zusammenzufegen, und tat so, als habe er nichts gehört.

„Diable-la-misère, mein Sohn! Du, der du dich beklagst, immer Hunger zu haben, fang’ den jungen Mann ein und friß ihn!“

Und diesmal klang aus seinem Befehl ein flehender Unterton.

Aber Diable-la-misère antwortete, er könne den Mann nicht fressen, der seinen Hunger gerade mit einem so guten Brot gestillt habe.

Und so zog Jô Artémise siegreich hinter sich her und führte sie hinunter zum Fuße des Teufelsbergs.

Am nächsten Tag heirateten sie, und es gab ein großes Festessen. Und als ich mich bückte, um unter dem Tisch einen Knochen aufzuheben, den ein sattgeessener Gast hatte fallen lassen, bekam ich einen Fußtritt, der mich bis hierher befördert hat, wo ich euch diese Geschichte erzähle.

II

An jenem Abend stand der Mond hell am Himmel. Gevatter Kaninchen machte fröhlich einige Luftsprünge; aber Tiger, der pünktlich zur Verabredung erschienen war, blieb argwöhnisch und mürrisch. Wenn die Sache nicht irgendeinen Haken hätte, so dachte er, würde Kaninchen ihn nicht als Partner hergebeten haben. Doch da seine Freßlust die Oberhand behalten hatte, war er gekommen.

Es ging darum, das Fleisch des Königs zu stehlen. Aber Kaninchen war nicht so dumm, einen der prachtvollen Stiere aus der Savanne des Königs zu führen, wie Tiger es wollte. Er wußte, daß Chien-fer, der Wächter, dies mit Hilfe des besonderen Geuchs eines Krautes, mit dem er die Hörner der Tiere seiner Herde einrieb, gleich im Morgengrauen entdecken würde. Es war auch nicht daran zu denken, die Viertel eines an Ort und Stelle getöteten Ochsen wegzuschleppen, denn Chien-fer würde das sofort bemerken. Flüsterte man nicht überall, Chien-fer habe kleine Teufelshörner, die ihm abends beim Angelusläuten wüchsen, und daß der König ihn eben deshalb zum Hüter seiner Tiere gemacht hatte?

So führte Kaninchen seinen Gevatter, den Tiger, mitten in die schlafende Herde, als er plötzlich einen riesigen schwarzen Ochsen bemerkte, der hinter einem Bois-ti-baume-Busch lag und schnarchte. Er erklärte Tiger, es müsse mit seinen Krallen das Fell am Bauch des Ochsen aufschlitzen, und dann würden sie durch den so entstandenen Riß in das Tier hineinschlüpfen, ohne es jedoch zu wecken.

Danach könnten sie sich bis zum Morgen an ihm gütlich tun und anschließend so geräuschlos verschwinden, wie sie gekommen waren, bevor der Ochse aufwachte und vor allem Chien-fer, der Wächter, einträfe.

Tiger fraß unbekümmert drauflos und hörte kaum hin, als Kaninchen ihm wiederholt riet, das Herz des Ochsen nicht anzurühren:

„Wenn du dich darüber hermachst, wird es stehenbleiben, und wenn es stehenbleibt, ist das der Tod des Ochsen und auch unser Tod, denn Chien-fer wird sich genau umsehen und alles herausfinden. Er wird uns beide dem König ausliefern, und der wird uns an der Zunge aufhängen.“

Der verfressene Tiger arbeitete sich so nah an das Herz heran, daß er unglücklicherweise den Lebensfaden durchbiß. Das Herz blieb sofort stehen, und der Ochse starb. Und Kaninchen und Tiger, der eine erschrocken, der andere verzagt, sahen, wie durch die Augen des Ochsen das erste Tageslicht eindrang, und sie begriffen ihr Unglück. Chien-fer tobte und schwor, er werde den Freveltäter schon ausfindig machen. Er trug seinen Knechten, den Fleischern, auf, den Stier zu zerlegen, dann verständigte er den König. Die Fleischerhunde schickten sich an, ein großes Feuer für das heiße Wasser vorzubereiten und das Tier so schnell wie möglich in Stücke zu zerteilen, damit das Fleisch frisch bliebe. Kaninchen meinte, sie dürften sich nicht im Inneren des Ochsen entdecken lassen. Ebenso wenig war aber daran zu denken, aus dem Bauch zu kriechen, ohne sofort ergriffen zu werden. Schlau und erfahren, wie er war, hatte er einen genialen Einfall, und er riet Tiger, in die ganz mit Unrat gefüllten dicken Därme

hineinzukriechen. Die würden bald samt Tiger irgendwohin geworfen werden, und er könne sich dann bequem aus dem Staub machen. Ängstlich grub sich Tiger, nach Kräften seine Tatzen und Schultern gebrauchend, in die Eingeweide hinein und preßte dabei ganze Berge von Kot nach draußen. Kaninchen, der sein Handwerk verstand, machte ein kleines Loch in die Blase (den Harnbeutel) des toten Rinds, und als der Urin aus ihr herausgeflossen war, nistete er sich, so gut es ging, in ihr ein, ohne allzu naß zu werden.

Die Fleischerhunde, die den Stier in Stücke zerlegt hatten, entledigten sich als erstes der Abfälle. Sie nahmen die Blase, in der Kaninchen sich versteckt hatte, und warfen sie hinter den Bois-ti-baume-Busch, wo sich, wie sie wußten, Manikus, Mangusten und Ratten an ihnen gütlich tun würden. Schnell wie der Blitz machte Kaninchen einen so behenden Sprung, daß niemand hätte sagen können, ob es sich um eine Sinnestäuschung handelte oder ob er tatsächlich dem Harnbeutel entsprungen war.

Sogleich schrie er den Hunden zu:

„Ich muß doch sehr bitten, meine Herren! So werfen Sie also mit Ihrem Dreck um sich, ohne zu befürchten, die guten Leute zu beschmutzen, die gerade ihres Weges gehen. Seien Sie doch bitte ein wenig vorsichtiger mit einem weißgekleideten Mann, der auf dem Weg zu seiner Verlobten ist.“

Hier muß ich einfügen, daß Kaninchen ein Herr ist, der fortwährend verlobt ist, aber nie heiratet.

Die Hunde, die sich immer freuten, wenn sie Kaninchen, dem Schlauesten aller Schlaunen, begegneten, entschuldigten sich und erzählten ihm von der gewaltigen Arbeit, die sie an diesem Morgen zu bewältigen hätten. Kaninchen bot ihnen seine Hilfe an, die – das stellte sich bald heraus – darin bestand, daß er die anderen herumkommandierte. Die Zungen bewegten sich geschwinder als die Arme, und jeder äußerte seine Ansicht über den möglichen Übeltäter. Auch Kaninchen tat seine Meinung kund.

Er habe Tiger in Verdacht, sagte er, da er auf dem Bauch des Ochsen die Spuren seiner Krallen erkannt habe. Und in dem Augenblick, da die Därme aus dem Bauch entfernt werden sollten, wäre bereits jedermann von Tigers Schuld überzeugt gewesen, hätte man Kaninchens Äußerungen über Tiger nicht zu sehr mißtraut, und zwar wegen der bekannten Feindseligkeit zwischen diesen beiden Gevattern, die man oft zusammen, aber nie einig sah; immer Geschäftspartner und Konkurrenten zugleich; der eine gierig, brutal und stark, der andere schlau, schlau und noch einmal schlau.

„Seht euch die Därme an“, sagte Kaninchen, „sie kommen mir sehr dick vor, und wie ich Tiger kenne, ist er zu allem imstande.“

Die Leute wunderten sich und reckten die Hälse, um besser sehen zu können. Kaninchen, eine dünne Eisenstange in der Hand, wie man sie zum Schüren des Feuers benutzt, stach an irgendeiner Stelle in die Därme hinein. Daraufhin war ein bekanntes Knurren zu hören, und man begriff, daß irgendetwas Lebendiges in dem Gekröse steckte. Bei den Fleischerhunden herrschte allgemeine Freude, die freilich mit einer gewissen Besorgnis vermischt war. Es war die Freude,

tatsächlich einen Schuldigen zu finden, die Freude über eine gute Belohnung, und die Besorgnis über die böartigen Zähne der gefährlichen Bestie, die sicherlich nicht sehr erfreut sein würde. Man durfte nicht daran denken, deswegen die Arbeit Chien-fer, des Anführers, liegen zu lassen. Alle waren erleichtert, als Kaninchen zu ihnen sagte:

„Laßt mich nur machen, Freunde! Ich werde diesen Schurken Tiger bestrafen, wie es sich gehört.“

Dann sah man, wie Kaninchen, der Tiger insgeheim immer eins auszuwischen hatte, sich mit dem Eisenstab bewaffnete, dessen Spitze er im Feuer zum Glühen gebracht hatte, und wie er sich sodann gründlich die dicken Därme ansah, um durch die zarte Haut hindurch das Hinterteil Tigers zu finden. Er ortete die Stelle so genau und zielte so geschickt, daß der glühende Stab in Tiger hineinfuhr wie ein Schwert in seine Scheide. Man hörte ganz kurz ein Zischen, so als würde etwas in der Pfanne gebraten, und ein durchdringender Geruch nach versengtem Fleisch erfüllte die Luft.

Mit einem einzigen mächtigen Satz zerriß der arme Tiger die dünne Darmhaut und landete fünfzig Meter weiter auf allen vieren, über und über voller Fäkalien und mit brennendem Hinterteil. Er nahm sich nicht einmal die Zeit, sich umzudrehen, um herauszufinden, wem die spöttischen Stimmen gehörten, die hinter ihm herriefen: „Tiger Kiouboulé! Tiger Kiouboulé!“

Wie ein Pfeil rannte er schnurstracks zum Fluß und kühlte seinen Hintern im Wasser, bis es ihm besser ging. Die Fleischerhunde, ihr Anführer Chien-fer, Kaninchen und selbst der König lachten und lachten noch tagelang über Tigers Mißgeschick.

In *Tropiques*, Nr. 4, Januar 1942

¹Die beiden Texte sind eine Art Exemplifizierung der vorhergehenden Einführung. Georges Gratiant, Mitarbeiter von *Tropiques*, hat sie lediglich aufgezeichnet und aus dem Kreolischen ins Französische übersetzt (Anm.d.Übers.).
Übersetzung: Heribert Becker

Aimé Césaire
**Offener Brief an seine Eminenz
Varin de la Brunelière, Bischof
von Saint-Pierre und Fort-de-France**

*Alle diese gottesfürchtigen Personen verzehrten gemeinsam den Preis des Negers.
Bernanos (Nous autres Français)*

Eminenz,

ich wage zu hoffen, daß es Sie nicht überrascht, diesen Brief zu erhalten. Als Organisator des Étiemble-Vortrags und als persönlicher Freund des Vortragenden wäre es schäbig von mir, mich nicht in die Diskussion einzumischen, die ohne mich schließlich gar nicht stattgefunden hätte.

Lassen Sie mich Ihnen zunächst einmal, Eminenz, meine Verwunderung zum Ausdruck bringen. Seit Étiembles Abreise ist mehr als ein Monat vergangen. Seit mehr als einem Monat hat der Vortragsredner keine Möglichkeit mehr, sich zu verteidigen. Seit mehr als einem Monat ist Ihr Gegner dem Kampfplatz fern. Und genau diesen Zeitpunkt wählen sie, um ihn zu attackieren. Denn Sie attackieren ihn *“ungeniert”*, vielleicht *“ohne Groll”* (gestatten Sie, daß ich daran zweifele): Kindisches Wesen, Unaufrichtigkeit, Frivolität, Gefallsucht – all das entdecken Sie in Étiembles Vortrag, der schließlich in Ihren Augen zum *“beklagenswerten Hirngespinnst”* und zur *“Monstrosität”* wird.

Falls Haß in dem Vortrag meines Freundes war, so haben Sie ihm diesen mit Zinsen zurückerstattet.

Sie haben also einen guten Monat gebraucht, um Waffen gegen einen Abwesenden in Anschlag zu bringen, einen guten Monat, um eine Erinnerung beim Kragen zu packen. Nur ein paar kleine Straßenköter, für die das Wort *“Ehre”* keine Bedeutung besitzt, oder einige verknöcherte Fanatiker werden die Ritterlichkeit dieses Verhaltens bewundern.

Lassen Sie mich nach dieser Vorbemerkung zum Kern der Debatte kommen. Ich erfahre aus Ihrem Brief, daß Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit spezifisch christliche Vorstellungen sind und daß es das Christentum war, das für die Sklaven der antiken Gesellschaften die Morgenröte der Freiheit hat anbrechen lassen, daß die Kirche im Gegensatz zum sklavenhalterischen Heidentum anti-sklavenhalterisch war. Das ist ein altehrwürdiger Gemeinplatz, der sein Entstehen wohl dem Umstand verdankt, daß das Verschwinden der Sklaverei und der Durchbruch des Christentums in der Geschichte der Menschheit in etwa zusammenfielen. Gab es einen Kausalzusammenhang zwischen den beiden Ereignissen? Man darf es füglich bezweifeln.

Man kann, ohne befürchten zu müssen, sich im Irrtum zu befinden, behaupten: Verschiedene Strömungen des heidnischen Denkens (Seneca, Epiktet), aber mehr noch und vor allem die tiefgreifende technische Revolution, zu der es ausgangs

der Antike kam, machten die alte, auf knechtischer Ausbeutung basierende Gesellschaft von da an unmöglich¹. Nein, es war nicht ein Christ, sondern ein Heide, ein Grieche, der den Grundsatz der menschlichen Gleichheit und der naturgegebenen Freiheit am nachdrücklichsten ausgesprochen hat. Sich an den Herrn wendend, sagt er:

“Kannst du deinen Bruder nicht ertragen, der Jupiter zum Urvater hat, der ein anderer, aus dem gleichen Samen wie du hervorgegangener Sohn ist und der den gleichen himmlischen Ursprung besitzt? Willst du, bloß weil du an einen höheren Platz als die anderen gestellt worden bist, schleunigst den Tyrannen spielen? Bist du nicht eingedenk, daß es Verwandte sind, über die du den Befehl führst, Brüder von Natur aus, Abkömmlinge Jupiters?” Und als der Herr erwidert: “Aber ich habe sie gekauft, nicht sie haben mich gekauft”, antwortet Epiktet: “Siehst du, wohin du deine Blicke lenkst? Zur Erde, zum Abgrund, zu den elenden Gesetzen der Toten: Du richtest sie nicht auf die Gesetze der Götter.”

Was die Haltung des Urchristentums zur Sklaverei betrifft, so ist der Standpunkt der Geschichtsschreibung nicht zwangsläufig der Standpunkt der Apologetik, und die meisten modernen Historiker stimmen Gaston Boissier zu, der sogar schreibt:

“Die alte Einrichtung, die der antiken Welt geschadet hatte, blühte auch in der neuen Welt, und wir sehen deutlich, daß das Christentum nicht viel änderte. Der Sklave ist nach wie vor jenes minderwertige, erniedrigte Wesen, dem gegenüber der Herr glaubt, sich alles erlauben zu können” (*La Fin du paganisme*, S. 416).

Und Gaston Boissier zitiert diesen – nicht wahr? – höchst merkwürdigen Ausspruch eines großen Adelsherrn, der auf seine alten Tage noch in einen Orden eintrat: Paulinus von Pella:

“Ich habe stets den Anstand gewahrt und mich mit der Liebe der in meinem Hause dienstuenden Sklavinnen begnügt.”

Wie man sieht: ein Christ hielt sich Sklaven, und der Sklave war für ihn nur ein Gegenstand.

Hüten wir uns, den revolutionären Charakter des Urchristentums überzubewerten. Schon sehr bald war es mehr darauf aus, anerkannt und geduldet zu werden, als zu zerschlagen und niederzureißen.

Ein Beispiel: der heilige Paulus. Er ein Abolitionist²? Hören wir doch, was er sagt:

“Jeder bleibe in dem Beruf, in den er berufen wurde. Bist du als Sklave berufen, so mache dir keine Sorge; aber auch wenn du frei werden kannst, nutze es noch mehr. Denn wer im Herrn berufen wurde als Sklave, ist ein Freigelassener des Herrn; ebenso ist, wer als Freier berufen wurde, ein Sklave Christi” (*Erster Brief an die Korinther*, Kap. 7).

Oder:

“Ihr Sklaven, gehorcht den irdischen Herren mit Furcht und Zittern, in der Einfalt eures Herzens wie Christus, nicht als Augendiener, um Menschen zu gefallen, sondern als Sklaven Christi, die den Willen Gottes von Herzen tun und willig dienen, dem Herrn und nicht den Menschen zuliebe. Ihr wißt ja, daß jeder,

der Gutes tut, dies zurückbekommen wird vom Herrn, sei er Sklave oder Freier.

Und ihr Herren, tut ebenso ihnen gegenüber; laßt das Drohen! Ihr wißt ja, daß für sie wie für euch der Herr im Himmel ist, und bei ihm gilt nicht das Ansehen der Person" (*Brief an die Epheser*, Kap. 6).

Fürwahr ein sonderbarer Abolitionist, dieser Heilige, der zum Sklaven sagt "Bleib' Sklave" und der dem Herrn den unschätzbaren Dienst erweist, das gehetzte Sklaventier, das jeden Augenblick zum wilden Sklaventier werden konnte, mit der trügerischen Verheißung einer Freiheit nach dem Tod einzulullen.

*

Nun brennt es mir aber unter den Nägeln, zur entscheidenden Frage der *Negersklaverei* zu kommen. Ihren Äußerungen zufolge hat die Kirche klar und deutlich und sehr entschieden gegen die Versklavung der Neger Stellung bezogen. Ich sage nein. In Wirklichkeit hat sich die Kirche vier Jahrhunderte lang sehr gut mit unserer, der Neger, Versklavung abgefunden. Und wenn wir heute freie Menschen sind, so verdanken wir das nicht ihr. Natürlich, ein Papst pro Jahrhundert stimmt ein paar Klagelieder über die unglücklichen "*schwarzen Brüder*" an: Paul III. im sechzehnten, Urban VIII. und Innozenz X. im siebzehnten, Benedikt XIV. im achtzehnten, Gregor XVI. im neunzehnten Jahrhundert.

Sie sehen, wie sich das alles arrangiert. Einmal pro Jahrhundert (und ein Jahrhundert ist lang) spricht der Papst in mehr oder weniger verhüllenden Worten eine Verurteilung aus. Beruhigten Gewissens macht er die Augen zu und legt die Hände in den Schoß. Die Töchter der Kirche – denn alle europäischen Nationen sind mehr oder weniger Töchter der Kirche – machen ihren Knicks vor einem Papst, der zugleich so gewissenvoll und so bequem, so moralisch und so entgegenkommend, so überaus integer und so umgänglich ist, und die Reeder, die Kolonisten und die Sklavenhändler können in aller *Seelen- und Gewissensruhe* weiter ihrem einträglichen Handel nachgehen. So hat die Kirche sich für uns stark gemacht. Und Sie möchten, daß wir Ihnen dafür auch noch Dankeschön sagen.

Die Machtlosigkeit der Kirche, wird man vielleicht einwenden. Falsch. Von Gleichgültigkeit muß man da reden. Es war nun einmal so: Wir Neger waren die Kunden, die nicht zahlen, diejenigen, für die es sich nicht lohnt, alle seine Möglichkeiten spielen zu lassen.

Und die Kirche hat gewaltige Möglichkeiten. Ludwig XIV. bekam das mitten im siebzehnten Jahrhundert wegen einer Angelegenheit schmerzlich zu spüren, die am Anfang kaum mehr war als eine Geldgeschichte: die Regal-Affäre. Der König gab nach, der Papst behielt die Oberhand. Und so war es häufig in der Geschichte.

Gedemütigte Herrscher, gemaßregelte und exkommunizierte Könige. Davon gibt es viele; allein in der französischen Geschichte zählt man neun:

Robert (998), weil er Berthe de Blois, die Mutter seiner Patentochter, geheiratet hatte;

Philipp I. (1094), weil er Bertrade d'Anjou entführt und geheiratet hatte;

Ludwig VII. (1140), weil er nicht die Wahl des Paters de la Chartre zum Erzbischof von Bourges anerkannte;

Philipp August (1200), weil er Ingeburge verstoßen und Agnès de Méranie geheiratet hatte;

Philipp der Schöne (1303) infolge seiner Auseinandersetzungen mit dem Papsttum;

Ludwig XII. nach seinen Siegen in Italien;

Heinrich III. (1588) nach der Ermordung Ludwigs XII. von Lothringen;

Kardinal de Guise;

Heinrich IV. (1585) wegen seines Übertritts;

Napoleon I. (1809), weil er sich die Kirchenstaaten angeeignet hatte.

Die Liste ist lang. Die Anlässe sind zuweilen belanglos, zuweilen beruhen sie auf purem Eigennutz. Ich bin nicht so naiv, mich darüber zu wundern, daß ein Papst einen Souverän exkommuniziert, der ihm seine Papststaaten wegnimmt, aber bei einem Herrscher, der einen Kontinent entvölkert, der stiehlt, verschleppt und ein ganzes Volk versklavt, der eine ganze Kolonie in ein wahres Zuchthaus verwandelt, bei dem muß ich mich im Namen der Gerechtigkeit, im Namen der Ehre doch sehr wundern, daß er nicht auf der schwarzen Liste steht, die von einer Macht geführt wird, die sich als einzige moralische Macht der Erde ausgibt. Und es ist eine brutale Tatsache: keine Exkommunikation wegen kolonialer Verbrechen.

Humanitärer Wagemut der Päpste? Der Text Gregors XVI., den Sie so selbstgefällig zitieren, dürfte hinreichend deutlich machen, wie weit dieser Wagemut ging. 1839: ein halbes Jahrhundert nach der großen Französischen Revolution, derjenigen von 1789, 1839 spürt selbst die Regierung Louis Philippes, eines bürgerlichen Königs, wie er im Buche steht, daß die Sklaverei nicht länger aufrechtzuerhalten ist. 1839. Und was bietet uns der wagemutige Pontifex?

“Aus diesem Grunde warnen und mahnen Wir kraft Unserer apostolischen Befugnisse aus der Macht des Herrn alle Christen, welchen Standes und Ranges auch immer, und erteilen ihnen den Befehl, daß es künftighin niemand mehr wage, die Indianer, die Schwarzen oder andere Menschen, wer sie auch seien, ungerecht zu quälen, sie ihres Hab und Guts zu berauben oder sie zu versklaven respektive denen Beistand und Vorteil zu gewähren, die sich derartiger Mißbräuche schuldig machen oder jenen unmenschlichen Handel treiben, durch welchen die Schwarzen gegen die Gesetze der Gerechtigkeit und der Nächstenliebe käuflich erworben, weiterveräußert und dazu ausersehen werden, die härtesten Arbeiten zu verrichten...

Aus diesem Grunde mißbilligen Wir alle die oben erwähnten Dinge als des christlichen Namens ganz und gar unwürdig, und kraft der gleichen Befugnisse untersagen Wir strikt und verbieten jedem Geistlichen oder Laien, es zu wagen, jenen Handel mit den Schwarzen, unter welchem Vorwand auch immer, als erlaubt zu unterstützen, oder öffentlich oder privat auf die eine oder andere Weise Gegenteiliges zu dieser Apostolischen Urkunde zu predigen oder zu lehren.”

Mit einem Wort, was Gregor XVI. 1839 empfiehlt, ist, *daß man die Neger fortan nicht mehr versklaven und den Sklavenhandel abschaffen soll.*

Und die Neger, die bereits Sklaven sind? Von denen ist mit keiner Silbe die

Rede.

Sollen sie befreit werden? Er hütet sich wohlweislich, sich dazu zu äußern. Halten wir, was die Abschaffung des Sklavenhandels angeht (ich sage: des Sklavenhandels, nicht der Sklaverei, denn zwischen diesen beiden Phänomenen muß man unterscheiden), halten wir dabei fest, daß es im Jahre 1839 wahrlich nicht von allzu großer Originalität und allzu großem Mut zeugte, Europa diese Abschaffung naheulegen, da ja bereits 1815 ein Artikel des Wiener Vertrages sie mit kategorischen Worten festgeschrieben hatte.

Als endlich ein Papst (Leo XIII.) die neuzeitliche Sklaverei klar und deutlich brandmarkt und verurteilt, schreiben wir das Jahr... 1888! Da ist sie in den französischen Besitzungen bereits seit vierzig Jahren abgeschafft...

Also hat die Kirche nicht gegen die neuzeitliche Sklaverei zu kämpfen gewußt. Und zwar einfach deshalb nicht, weil sie es gar nicht wollte. Vermutlich hat sie die Folgen erwogen und die weltlichen Unannehmlichkeiten abgeschätzt, die ihr das womöglich beschert hätte; alles verlief so, als sei sie letztlich zu der Einsicht gelangt, daß es ein höchst törichter Idealismus wäre, sich für Neger, so zahlreich sie auch sein mochten, auf irgendwelche Risiken, so geringfügig sie auch sein mochten, einzulassen.

Aber das ist noch nicht alles. Nicht nur, daß die Kirche die neuzeitliche Sklaverei nicht zu bekämpfen gewußt hat oder sie nicht bekämpfen wollte, sie hat sogar ganz erheblich zu ihrem Entstehen, ihrer Ausbreitung und ihrem Fortbestand beigetragen.

Am Anfang unserer, der Neger, Sklaverei steht – es tut mir leid – ein Bischof: Las Casas. Da er gütig und barmherzig und human und menschenfreundlich war und weil er Mitleid mit den Indianern hatte, machte er, um diese Indianer bei der schweren Arbeit in den Bergwerken zu ersetzen, den Vorschlag, doch Neger von der afrikanischen Küste zu nehmen! So entstand der Sklavenhandel. Im philanthropischen Hirn eines Bischofs! Und dieser Bischof wurde, soviel mir bekannt ist, nicht vom Papst exkommuniziert.

Wenn es ein Bischof war, der die neuzeitliche Sklaverei erfunden hat, so war es ebenfalls ein Bischof, der der neuzeitlichen Sklaverei die Ideologie geliefert hat, von der jene noch lange zehren sollte. Er verdient, daß man ihn kennt. Sein Name ist Juan Ginés de Sepúlveda. Und auch dieser verdienstvolle Prälat wurde, soviel mir bekannt ist, vom damaligen Papst nicht exkommuniziert.

Juan Ginés de Sepúlveda! Seine Jünger innerhalb des Klerus sind zahlreich und sehr verschieden, angefangen mit denen, die behaupten, der Neger sei der Sohn Chams, also von Gott verflucht, also versklavungswürdig, bis hin zu dem um 1880 gestorbenen Jesuiten Gury, in dessen berühmter Moraltheologie sich folgende, von Lafargue zitierte delikate Stelle findet:

“Frage: Kann ein Mensch das Besitzrecht über einen anderen Menschen haben?

Antworten: 1. Der Mensch kann sich nach dem Naturrecht auf Lebenszeit als Nutzegentum an einen anderen Menschen verkaufen. Denn wenn er dieses Eigentum für eine gewisse Zeit abtreten kann, so kann er dies auch für immer, da er ja

veräußern kann, was er besitzt. 2. Grundsätzlich verstößt die Sklaverei oder lebenslange Unterwerfung, bei der man gegen Nahrung über die gesamte Arbeit eines Menschen für einen anderen verfügt, nicht gegen das Naturrecht” (P.P Gury: *Compendium theologiae moralis*, Kap. II: “Über die wichtigsten Besitztümer. Abhandlung über Gerechtigkeit und Recht”).

So redet mitten im neunzehnten Jahrhundert der Verfasser eines Werkes, das zu dieser Zeit jeder Priesterschüler Frankreichs in Händen hat. Dieser Mensch war, ob er es wußte oder nicht, ein Bastard des spanischen Jesuiten aus dem sechzehnten Jahrhundert.

Juan Ginés de Sepúlveda – niemals haben Laute durch ihr glückliches Zusammentreffen einen herrlicheren Namen für Niedertracht und Totengräberei ergeben!

Die das System erfanden, profitierten übrigens beträchtlich von ihm. Auch die Kirche hatte ihre Sklaven. In Frankreich war sie die letzte, die Leibeigene besaß (die berühmten Hörigen der Mönche von Saint-Claude im Jura, für die Voltaire sich eingesetzt hat), und auf Martinique sehen wir die religiösen Orden “habitations” (Dörfer) besitzen wie das berühmte “Fonds-Saint-Jacques”, und die Arbeiterschaft ist eine Arbeiterschaft von Sklaven.

So hat es die Kirche also bei diesem abscheulichen Handel mit schwarzem Fleisch, der jahrhundertlang getrieben wurde, nicht dabei bewenden lassen, die Hände in den Schoß zu legen, was schon sittenwidrig genug gewesen wäre, sie hat es auch nicht dabei bewenden lassen, den Mördern gute Gründe an die Hand zu geben, was schon verbrecherisch genug gewesen wäre; als der Coup gestartet war, hat sie auf scheußliche Weise an der Beute partizipiert; kleinlich hat sie ihr Trinkgeld gefordert. Und Sie möchten, daß wir Ihnen für das alles auch noch Dankeschön sagen!

Eine Sache, die so wenig störte und soviel eintrug, konnte nur eine verteidigungswürdige Sache sein. Unter denen, die dafür eine Nase hatten, befinden sich wiederum zahlreiche Kirchenmänner. Und von diesen Kirchenmännern hat Étienne Bossuet³ zitiert.

Daß Bossuet die Sklaverei der Neger ganz normal fand, so wie er auch die Aufhebung des Edikts von Nantes und die Dragonnaden⁴ für ganz normal hielt, wundert mich gar nicht. Mich wundert nur, daß *Sie* sich wundern. Sie passen ja so gut zusammen, religiöser Fanatismus und Sklavenhalterideologie.

Eine bestimmte, Bossuet betreffende Stelle hat Sie also sehr verstimmt. Dazu besteht in der Tat Anlaß. Aber ich frage Sie, *warum* mußten Sie das von sich aus so klare, so beredete Bossuet-Zitat des Vortragenden durch einen Satz des nämlichen Bossuet *ersetzen*, der *von dem Vortragenden* gar nicht zitiert worden ist? Jawohl, Herr Bischof, *wir haben es mit einer Textvertauschung zu tun*. Hier der Text, den Étienne Ihnen zufolge zitiert hat:

“...daß der Ursprung der Knechtschaft in den Gesetzen eines gerechten Krieges liegt, in dem der Sieger, der alle Rechte über den Besiegten hat, selbst das, ihm das Leben zu nehmen, dieses Leben schont: was [...] sogar das Wort *servi* hat entstehen lassen, das später zwar verhaßt wurde, ursprünglich aber ein Ausdruck von Wohltätigkeit und Milde gewesen ist.”

Nun ist der von Étiemble zitierte Text aber ein ganz anderer; er entstammt wohl dem gleichen Kapitel, ist jedoch viel eindeutiger: vollkommen verschieden. Erteilen wir Étiemble selbst das Wort:

“Ein Mischmasch aus lateinischen, germanischen, keltischen, mongoloiden und semitischen Rassen, verdankt Frankreich seine Tugenden eben dieser Dosierung und ist sich dessen auch bewußt. Sobald sich das Land von der römischen Ideologie frei machte, die mit allerlei Spitzfindigkeiten die Sklaverei rechtfertigte, wie diejenige Bossuets bezeugt, für den die Befreiung der Sklaven »*hieße, den Heiligen Geist zu tadeln, der durch den Mund des heiligen Paulus den Sklaven befiehlt, in ihrem Zustand zu verharren, und die Herren keineswegs verpflichtet, sie freizulassen*«, hat das französische Denken Rassismus und Sklaverei unentwegt angeprangert.”

Der Unterschied ist augenfällig.

In dem Bossuet-Text, den Sie dem Vortragenden in den Mund legen, tritt uns Bossuet als biederer Soziologie-Experte entgegen, der über die Ursprünge der Sklaverei spekuliert, was nicht weiter verfänglich ist.

In dem Bossuet-Text aber, den Étiemble tatsächlich zitiert hat, erscheint uns Bossuet rundheraus als der typische Sklavenhalterideologe.

Ich wiederhole, hier hat eine *Textvertauschung* stattgefunden. Und das ist peinlich, vor allem wenn man nicht zögert – eben in bezug auf Bossuet –, von der üblen Unaufrichtigkeit des Gegners zu reden.

Oh, ich glaube an Ihre Aufrichtigkeit! Ein ganzes Volk verkündet ja, Sie seien ein überaus ehrenwerter Mann. Ein ehrenwerter Bischofsmann, der in den Zeiten der schlimmsten Polizeibrutalität⁵ zu protestieren gewußt hat. Ein Gefangener seines Klerus vielleicht, aber doch nie ganz vom Volk abgeschnitten. Nun, Eminenz, *dann muß ich feststellen, daß man Sie getäuscht hat*. Mit welcher Absicht? Wohl um Ihnen diesen Hirtenbrief zu entlocken, der, in sämtlichen Kirchen der Insel verlesen, alle Christen gegen uns aufhetzen würde. Und wer? Irgendeine gottesfürchtige und rachsüchtige Seele. Irgendein wild gewordener Autodafé-Liebhaber. Irgendein niederträchtiger Feind der neuen Gesetzlichkeit. Da sind der Spekulation Tür und Tor geöffnet.

Ich sage es Ihnen noch einmal, Eminenz, hier hat eine Textvertauschung stattgefunden.

Doch vielleicht wird man sagen, Étiemble habe sich zwar an Bossuets Worte gehalten, aber ihre Bedeutung verfälscht. Unsinn. Jeder ehrliche Leser mag das selbst beurteilen, denn wir zitieren nachstehend den gesamten strittigen Absatz aus der V. Anleitung für Protestanten.

Jurieu behauptete:

“Daß es keine Beziehung auf der Welt gibt, die nicht auf einem auf Gegenseitigkeit beruhenden, sei es ausdrücklichen, sei es stillschweigenden, Abkommen basiert, ausgenommen die Sklaverei, so wie sie bei den Heiden war und die einem Herrn ohne jede Kenntnis der Sachlage Gewalt über Leben und Tod seines Sklaven verlieh.”

Und der protestantische Pastor fügt hinzu:

“Daß dieses Recht falsch, tyrannisch und pure Usurpation war und gegen alle Rechte der Natur verstieß.”

Den Begriff des Abkommens weist Bossuet mit aller Entschiedenheit zurück und fährt dann fort:

“Hätte der Pfarrer ein wenig nachgedacht, wäre er darauf gekommen, daß der Ursprung der Knechtschaft in den Gesetzen eines gerechten Krieges liegt, in dem der Sieger, der alle Rechte über den Besiegten hat, selbst das, ihm das Leben zu nehmen, dieses Leben schont: was bekanntlich sogar das Wort *servi* hat entstehen lassen, das später zwar verhaßt wurde, ursprünglich aber ein Ausdruck von Wohltätigkeit und Milde gewesen ist, der von dem Wort *servare*, bewahren, abgeleitet ist. Zu wollen, daß der Sklave in diesem Zustand ein Abkommen mit seinem Besieger, der sein Herr ist, schließt, heißt, frontal gegen den Begriff der Knechtschaft anzugehen. Denn der eine, der der Herr ist, macht das Gesetz, so wie er es empfängt; und der andere, der der Sklave ist, empfängt es, so wie man es ihm zu geben geruht: Es gibt nichts auf der Welt, was dem Wesen eines Abkommens, bei dem man auf beiden Seiten frei ist und sich gegenseitig das Gesetz macht, entgegengesetzter wäre.

Alle anderen Knechtschaften, sei es durch Verkauf oder von Geburt oder sonstwie, sind jener nachgebildet oder nach ihrem Muster definiert. Im allgemeinen, und betrachtet man die Knechtschaft in ihrem Ursprung, vermag der Sklave nur dann etwas gegen jemanden zu tun, wenn es seinem Herrn gefällt: Die Gesetze besagen, daß er keinen Stand, keinen Kopf hat, *caput non habet*; das heißt, er ist keine Person im Staat. Kein Hab und Gut, kein Recht kann an ihn gebunden werden. Er hat nur Stimme und Urteil und Handeln und Kraft, wenn sein Herr es erlaubt; um so weniger hat er das alles gegenüber seinem Herrn. *Diesen Zustand zu tadeln, hieße, der Ansicht beizupflichten, die Monsieur Jurieu selbst überspitzt nennt; das heißt den Ansichten derer, die jeden Krieg ungerecht finden: Das aber hieße nicht nur, das Recht der Leute zu tadeln, worin die Knechtschaft zugelassen ist, wie es aufgrund aller Gesetze erscheint, sondern es hieße auch, den Heiligen Geist zu tadeln, der durch den Mund des heiligen Paulus den Sklaven befiehlt, in ihrem Zustand zu verharren, und ihre Herren keineswegs verpflichtet, sie freizulassen.”*

Ich habe die Stellen hervorgehoben, die mir wichtig erscheinen; Bossuets Denkweise ist eindeutig. Étiemble hat sehr wohl begriffen, was zu begreifen war.

Nun, demnach muß ich feststellen, daß der “Adler von Meaux” – wenn es schon ein Adler sein muß – hier eine finstere Arbeit verrichtet, nicht eine Adler-, sondern eine Rabenarbeit⁶. Er krächzt auf dem Bug eines Sklavenschiffs.

Ach ja, ich weiß schon! Sie haben mich übrigens bereits davon in Kenntnis gesetzt: Sie sind zu Preisgaben bereit. Las Casas werden Sie fallenlassen. Sogar den illustren Bossuet, “die Zierde der Kirche Frankreichs”, werden Sie opfern. Denn die Kirche schneidet, wie Sie sagen, “ihre verfaulten Glieder” ab; ich korrigiere: ihre kompromittierenden Glieder. Nun gut, die Kirche gibt sie preis. Aber ich antworte Ihnen, daß *sie* nicht die Kirche preisgeben. Sie hat sie lebend nicht preisgegeben. Jene werden sie tot nicht preisgeben.

*

Bleibt mir nur noch, Ihnen unsere wahren Befreier zu nennen. Ich entschuldige mich schon im voraus: Sie tragen Namen, die man in den *Acta Sanctorum* vergebens suchen würde. Einer von ihnen war Robespierre. Er war ein Roter. In der Tat war er rot von Blut, vom Blut der Mietlinge und Verräter. Es war dieser Mann, der zu unserer Verteidigung diesen großartigen Satz gesagt hat:

“Mögen eher die Kolonien zugrunde gehen als ein Prinzip.”

Der zweite Name, den ich Ihnen vorhalten möchte, ist der eines Abbé: des Abbé Grégoire. Eines Abbé, sage ich, und trotzdem, ich weiß es, werden Sie nicht frohlocken, denn dieser Priester war ein konstitutioneller Priester, der erste, der seinen Eid auf die Zivilkonstitution des Klerus ablegte, ein Konstitutioneller, ein Königsmörder oder beinahe jedenfalls. Dieser Mann war nicht von Ihrer Kirche. Übrigens haben Sie ihn ja auch tunlichst unerwähnt gelassen, nicht wahr? Er gehörte nicht der Kirche an, die aus Katakomben entstanden ist und zu Katakomben zurückkehren wird; er gehörte jener Menschenbrüderschaft an, welche die ganze Welt werden wird und die inmitten von immer weniger aberwitzigen Granaten rächende Julitage ins Getümmel der Tage wirft.

Und schließlich Schœlcher⁷. Der bescherte uns die Freiheit und wußte sie uns zu bewahren. Er war Atheist. Er haßte die Kirche, und die Kirche haßte ihn. Er war ein aufrechter, lauterer Mann. Einer der offenherzigsten Atheisten, die die Erde je gesehen hat. Er war hochherzig. Ein Feind jeder Heuchelei. Atheist. Ein Feind aller Kompromisse. Und aus diesem Mann wollen Sie, obwohl er Atheist war, eine Art Christ machen, einen Quasi-Christen, so etwas wie einen Unbewußten-Christen-in-Atheismus-Soße. Aber da täuschen Sie sich. Als *Atheist* war Victor Schœlcher unser Befreier, als *Atheist* wird er es bleiben. Seine Ideen, sagen Sie, habe er aus dem vorhandenen Christentum geschöpft? Aus Bossuet, V. Anleitung für Protestanten, nicht wahr? Aus Juan Ginés de Sepúlveda, dem spanischen Jesuiten, nicht wahr? Aus Paulus, Brief an die Epheser, nicht wahr?

Aber wie sonderbar! Dieser Monsieur Schœlcher übernimmt die Ideen der Kirche; und kaum, daß sich dieser Monsieur Schœlcher zum Vorkämpfer der Ideen der Kirche gemacht hat, bekämpfen die Kirche und ihre Christen Monsieur Schœlcher bis aufs Messer, denn schließlich war auf den Antillen – das ist nun einmal so – die gesamte klerikale Partei anti-schœlcheristisch.

Lassen Sie die Finger von unseren Toten, Eminenz!

*

Ein paar unvermutete Meßkännchenträger haben Ihnen eingeblasen, Étiemble, in eine Art plumpen Manichäismus verfallend, habe Atheismus und Anti-Sklavenhalterideologie, Katholizismus und Sklavenhalterideologie durcheinandergebracht.

Die Wahrheit ist, daß die katholische Kirche sich derart mit den herrschenden,

ausbeutenden Klassen eingelassen und solidarisiert hat; zugleich derart versessen darauf gewesen ist, die ausgebeuteten und revoltierenden Klassen zu entwaffnen und zu "befrieden", daß man mit geschichtlichen Beweisen in der Hand behaupten kann, der Katholizismus habe sich mit der Knechtung des Menschen abgefunden.

Ja, man wird seine Unterschrift neben die Mussolinis setzen; man wird, falls nötig, seine zur Eroberung des schwarzen Abessinien losrollenden Panzer segnen⁸. Man wird in der Sixtinischen Kapelle ein paar *Te Deum* für den glorreichen Senfgasvergifter der Schwarzen singen. Man wird seine Unterschrift neben die Hitlers setzen. Man wird sich konvulsivisch Philippe Pétain in die Arme werfen. Es ist eindeutig: Jedesmal, wenn die weltliche Größe der Kirche eine Knechtschaft des Menschen zur Voraussetzung gehabt hat, hat die Kirche keinen Augenblick gezögert.

Zumal es ja immer noch den alten Feind niederzuwerfen gilt: den kritischen Geist; und die alte Saboteuse zu erwürgen bleibt: die Vernunft. Und zumal sich die Diktatoren dieser Aufgabe fürwahr hervorragend entledigen.

Seit langem, seit jeher hat sich die Kirche mit der Knechtung des Menschen abgefunden. Mehr noch, sie hat begriffen, daß sie diese Knechtung braucht; daß die Voraussetzung ihres Triumphs die Knechtschaft der Menschen ist.

"Daran gewöhnt man sich", sagte Pater Labat zu den Peitschenhieben, die, mit Wucht auf Negerrücken herabsausend, gewisse zartbesaitete Seelen aufwühlten.

"Daran gewöhnt man sich." So lautet auch die Losung der Kirche...

Dann kamen jene, die sich *nicht* daran gewöhnten.

Dann kam Robespierre. Dann kam Grégoire. Dann kam Schœlcher...

Mir bleibt nur noch die Bitte, Eminenz, den Ausdruck meines tiefen Bedauerns entgegenzunehmen.

Donnerstag, 20. April 1944

In *Tropiques* (Fort-de-France), Nr. 11, Mai 1944

¹Lafargue (*Idéalisme et matérialisme*): "Die Sklaverei verschwand, sobald die Produktionsmittel so entwickelt waren, daß sie zu einer riskanten und kostspieligen Form der Ausbeutung des Menschen wurde. Man vergleiche die Lohnarbeit mit der Sklaverei. Der Herr muß seinen Sklaven kaufen und die durch Unfälle und Tod verursachten Verluste tragen; er ist gezwungen, für die Nahrung aufzukommen, auch dann, wenn der Sklave krank oder arbeitsunfähig wird, und seinen Lebensunterhalt im Alter zu bestreiten; denn er kann ihn ja nicht einfach niederknallen wie einen Hund. Der Kapitalist ist all dieser Sorgen ledig."

²Verfechter der Sklavenbefreiung in den USA (Anm.d.Übers.)

³Jacques Bénigne Bossuet (1627-1704), kath. Kanzelredner und Geschichtsschreiber, Bischof von Meaux, eifriger Gegner der Protestanten usw. (Anm.d.Übers.)

⁴Durch das Edikt (1598) erhielten die seit 1540 von den Katholiken verfolgten und besonders in der "Bartholomäusnacht" (Aug. 1572) grauenvoll dezimierten französischen Protestanten (Hugenotten) Glaubensfreiheit. Dennoch wurden sie von ihren "christlichen Brüdern" weiter blutig bekämpft (und umgekehrt!), u.a. durch Ludwig XIV., der sie um 1680 durch Polizeisoldaten (*dragonnades*) grausam quälen ließ, ehe er das Edikt im Okt. 1685 aufhob (Anm.d.Übers.).

⁵Gemeint ist die Zeit des Vichy-Regimes auf Martinique (Anm.d.Übers.)

⁶*corbeau* (Rabe) bedeutet auch Pfaffe, "Schwarzrock" (Anm.d.Übers.).

⁷Victor Schœlcher (1804-1883), der 1848 die Schwarzen auf den französischen Antillen den Franzosen gleichstellte. Während es in Fort-de-France/Martinique ein nach Schœlcher benanntes Gymnasium gibt (an dem Cásaire selbst unterrichtete), erinnert in Paris, direkt am *Friedhof* von Montparnasse, ein winziges Sträßchen an ihn (Anm.d.Übers.).

⁸Die Rede ist von dem vom Vatikan abgesegneten Überfall des faschistischen Italien auf Äthiopien (ital.-äthiop. Krieg 1935/36) (Anm.d.Übers.).

Übersetzung: Heribert Becker

Aimé Césaire
Rede über den Kolonialismus
(Auszüge)

Eine Zivilisation, die sich unfähig zeigt, die Probleme zu lösen, die durch ihr Getriebe entstanden sind, ist eine dekadente Zivilisation.

Eine Zivilisation, die beschließt, vor ihren brennendsten Problemen die Augen zu verschließen, ist eine kranke Zivilisation.

Eine Zivilisation, die mit ihren eigenen Grundsätzen ihr Spiel treibt, ist eine im Sterben liegende Zivilisation.

Tatsache ist, daß die sogenannte „europäische“, die sogenannte „westliche“ Zivilisation, so wie zwei Jahrhunderte bürgerlicher Herrschaft sie geformt haben, unfähig ist, die beiden Hauptprobleme zu lösen, die durch ihre Existenz entstanden sind: das Problem des Proletariats und das koloniale Problem; daß dieses Europa, vor die Schranken der „Vernunft“ wie vor die Schranken des „Gewissens“ gestellt, außerstande ist, sich zu rechtfertigen; und daß es sich mehr und mehr in eine Heuchelei flüchtet, die um so abscheulicher wird, je weniger Aussicht sie hat, hinters Licht zu führen.

Europa ist unhaltbar.

Es scheint, diese Feststellung flüstern sich ganz leise die amerikanischen Strategen zu.

Das ist an sich nicht schlimm.

Schlimm ist, daß „Europa“ sittlich und geistig unhaltbar ist.

Und heute ist es so, daß nicht nur die europäischen Massen etwas zu beanstanden haben, sondern daß die Anklageschrift weltweit von Dutzenden und Aberdutzenden Millionen Menschen vorgetragen wird, die sich aus tiefer Knechtschaft heraus zu Richtern erheben.

Man kann in Indochina töten, in Madagaskar foltern, in Schwarzafrika die Kerker füllen, auf den Antillen hemmungslos wüten. Von nun an wissen die Kolonisierten, daß sie den Kolonialisten etwas voraushaben. Sie wissen, daß ihre derzeitigen „Herren“ lügen.

Daß ihre Herren also schwach sind.

Und da ich heute über Kolonisation und Zivilisation sprechen soll, wollen wir gleich zur Hauptlüge kommen, auf deren Boden alle anderen Lügen gedeihen.

Kolonisation und Zivilisation?

Das Unseligste auf diesem Gebiet ist, daß man gutgläubig auf eine kollektive Heuchelei hereinfällt, die sich darauf versteht, die Probleme falsch darzustellen, um besser die abscheulichen Lösungen zu rechtfertigen, die man für sie zur Anwendung bringt.

Das heißt mit anderen Worten, daß es hier wesentlich darum geht, klar zu sehen, klar sprich mit Risiko zu denken, klar auf die unschuldige Ausgangsfrage zu antworten: Was ist das eigentlich genau, Kolonisation? Daß es darum geht, sich darüber zu verständigen, was sie nicht ist; weder Evangelisation noch ein philanthropisches Unternehmen noch der Wunsch, die Grenzen der Unwissenheit, der Krankheit, der Tyrannei hinauszuschieben, noch eine Ausdehnung *Gottes* noch eine Ausbreitung des *Rechts*; daß es darum geht, ohne die Absicht, auf die

Konsequenzen zu schielen, ein für allemal zuzugeben, daß die entscheidenden Täter hier die Abenteurer und der Pirat, der Kolonialwarengroßhändler und der Reeder, der Goldsucher und der Krämer, die Gier und die Gewalt sind, mit dem unheilvollen Schlagschatten einer Zivilisationsform im Hintergrund, die sich zu einem bestimmten Zeitpunkt ihrer Geschichte von innen heraus gezwungen sieht, den Konkurrenzkampf ihrer widerstreitenden Ökonomien über den ganzen Erdball auszudehnen.

Um meine Analyse fortzusetzen: ich finde, daß die Heuchelei neueren Datums ist; daß weder der vom großen *teocalli* herab Mexico entdeckende Cortés noch der vor Cuzco stehende Pizarro (und erst recht nicht Marco Polo vor *Camaluc*) behaupten, sie seien die Vorboten einer höheren Ordnung; daß sie töten; daß sie plündern; daß sie Helme und Lanzen tragen und habgierig sind; daß die Schwätzer erst später kamen; daß der große Schuldige auf diesem Gebiet der christliche Überlegenheitswahn ist, weil er die unanständigen Gleichungen *Christentum = Zivilisation* und *Heidentum = Barbarei* aufgestellt hat, die nur schändliche kolonisatorische und rassistische Konsequenzen zeitigen konnten, deren Opfer dann die Indianer, die Gelben, die Neger wurden.

Nachdem dies klargestellt ist, räume ich ein, daß es eine gute Sache ist, die verschiedenen Zivilisationen miteinander in Berührung zu bringen; daß es ganz vortrefflich ist, Verbindungen zwischen verschiedenen Welten herzustellen; daß eine Zivilisation, was immer ihr ureigener Genius sein mag, verkümmert, wenn sie sich abkapselt; daß Austausch hier Sauerstoff ist und daß Europa das große Glück hat, ein Kreuzungspunkt gewesen zu sein, und daß die Tatsache, daß es der geometrische Ort aller Ideen, das Sammelbecken aller Philosophien, der Aufnahmepunkt aller Meinungen gewesen ist, es zum besten Weiterverteiler von Energie gemacht hat.

Aber dann stelle ich die Frage: Hat die Kolonisation denn tatsächlich *miteinander in Berührung gebracht*? Oder anders ausgedrückt: war sie von allen Möglichkeiten, *Kontakt herzustellen*, die beste?

Ich sage *nein*.

Und ich sage, daß der Abstand zwischen *Kolonisation* und *Zivilisation* unendlich groß ist; daß man mit sämtlichen Kolonialexpeditionen, mit sämtlichen Kolonialstatuten, mit sämtlichen ministeriellen Runderlassen zusammen nicht einen einzigen menschlichen Wert zustande zu bringen vermag.

Man müßte zunächst einmal untersuchen, wie die Kolonisation darauf hinarbeitet, den Kolonisator zu *entzivilisieren*, ihn im wahrsten Sinne des Wortes zu *verrohen*, ihn zu entwürdigen, verschüttete Instinkte – Begehrlichkeit, Gewalttätigkeit, Rassenhaß, moralischen Relativismus – in ihm zu wecken, und müßte zeigen, daß jedes Mal, wenn es in Vietnam einen abgehackten Kopf und ein ausgeschlagenes Auge gibt und das in Frankreich hingenommen wird, wenn es ein vergewaltigtes junges Mädchen gibt und das in Frankreich hingenommen wird, wenn es einen zu Tode gemarterten Madagassen gibt und das in Frankreich hingenommen wird, es zu einem Auswuchs der Zivilisation kommt, der mit seiner Totlast ins Gewicht fällt, eine allseitige Rückentwicklung eintritt, eine Gangrän sich einnistet, ein Infektionsherd sich ausbreitet, und müßte zeigen, daß am Ende all dieser gedul-

deten Strafexpeditionen, all dieser verschnürten und „verhörten“ Gefangenen, all dieser gefolterten Patrioten, daß am Ende dieses ermutigten Rassendünkels, dieser zur Schau getragenen Großmäuligkeit in die Adern Europas Gift eingesickert ist und die langsame, aber sichere Ausbreitung der *Verwilderung* des Kontinents eingesetzt hat.

Und dann, eines schönen Tages, wird die Bourgeoisie durch einen gewaltigen Bumerangeinschlag aus dem Schlaf gerissen: Die Gestapo treibt ihr Unwesen, die Gefängnisse füllen sich, rings um die Folterbänke erfinden, verfeinern, debattieren die Folterknechte.

Man wundert sich, man ist empört. Man sagt: „Das ist aber seltsam! Aber was soll's: das ist der Nazismus, der vergeht auch wieder!“ Und man wartet, und man hofft; und verschweigt sich selbst die Wahrheit, nämlich daß dies eine Barbarei ist, aber die äußerste Barbarei, diejenige, die der Alltäglichkeit der Barbareien die Krone aufsetzt und sie alle in sich einschließt; daß das der Nazismus ist, ja, aber daß man, bevor man sein Opfer wurde, sein Komplize gewesen ist; daß man diesen Nazismus geduldet hat, bevor man ihn am eigenen Leib zu spüren bekam, daß man ihm die Absolution erteilt, daß man die Augen vor ihm verschlossen, daß man ihn legitimiert hat, weil er bis dahin nur nicht-europäischen Völkern verabreicht wurde; daß man diesen Nazismus gehegt und gepflegt hat, daß man für ihn verantwortlich ist und daß er aus sämtlichen Spalten und Ritzen der westlichen und christlichen Zivilisation herausquillt, herausdringt, heraustropft, bevor er diese in seine geröteten Wasser hineinreißt.

Ja, es wäre schon die Mühe wert, klinisch genau und in allen Einzelheiten die Methoden Hitlers und des Hitlerismus zu untersuchen und dem ach so distinguierten, ach so humanistischen, ach so christlichen Bourgeois des 20. Jahrhunderts begreiflich zu machen, daß er selbst einen Hitler in sich trägt, ohne es zu wissen, daß Hitler ihn *bewohnt*, daß Hitler sein innerer *Dämon* ist, daß sein Wettern gegen ihn Mangel an Logik ist und daß im Grunde das, was er Hitler nicht verzeiht, nicht das *Verbrechen* an sich, das *Verbrechen gegen den Menschen* ist, nicht die *Erniedrigung des Menschen an sich*, sondern das *Verbrechen gegen den weißen Menschen*, die Erniedrigung des *weißen Menschen* und daß er, Hitler, kolonialistische Methoden auf Europa angewendet hat, denen bislang nur die Araber Algeriens, die Kulis Indiens und die Neger Afrikas ausgesetzt waren.

Eben das ist der große Vorwurf, den ich dem Pseudo-Humanismus mache: daß er die Menschenrechte allzu lange beschränkt hat, daß er eine enge und fragmentarische, eine partielle und parteiische und eine alles in allem ekelhaft rassistische Auffassung von ihnen gehabt hat und immer noch hat.

Ich rede hier viel von Hitler, und das durchaus zu Recht: Er gestattet es, die Dinge durchs Vergrößerungsglas zu sehen und zu begreifen, daß die kapitalistische Gesellschaft in ihrem gegenwärtigen Stadium außerstande ist, ein Völkerrecht zu begründen, so wie sie sich als unfähig erweist, eine individuelle Moral zu begründen. Ob man will oder nicht: am Ende der Sackgasse Europa – ich meine das Europa Adenauers, Schumanns, Bidaults und etlicher anderer – steht Hitler. Am Ende des nach seinem Überleben trachtenden Kapitalismus steht Hitler. Am Ende des Formalhumanismus und der philosophischen Abdankung steht Hitler.

Und so drängt sich mir eine seiner Phrasen auf:

„Wir trachten nicht nach Gleichheit, sondern nach Herrschaft. Das fremdrassige Land wird wieder ein Land von Leibeigenen, von ländlichen Tagelöhnern oder Industriearbeitern werden müssen. Es geht nicht darum, die Ungleichheit zwischen den Menschen abzuschaffen, sondern sie zu vertiefen und zu einem Gesetz zu machen.“

Das klingt unmißverständlich, hochfahrend und brutal und versetzt uns mitten in die krasseste Unmenschlichkeit. Aber steigen wir eine Stufe tiefer.

Wer spricht? Ich schäme mich, es zu sagen: Es ist *der* westliche Humanist, *der* „idealistische“ Philosoph. Daß er Ernest Renan heißt, ist ein Zufall. Daß seine Äußerungen einem Buch mit dem Titel *La Réforme intellectuelle et morale* (Der geistige und moralische Umbruch) entnommen sind und daß dieses Buch in Frankreich geschrieben wurde, unmittelbar nach einem Krieg, den Frankreich angeblich gegen die Gewalt geführt hatte, sagt alles über die Sitten der Bourgeoisie:

„Das Wiedererstehen der niederen oder der durch die höheren bastardierten Rassen gehört zur von der Vorsehung gefügten Ordnung der Menschheit. Der Mann aus dem Volk ist bei uns fast immer ein deklassierter Edelmann, seine schwere Hand ist weit besser geschaffen, mit dem Schwert umzugehen als mit knechtischem Handwerkszeug. Statt zu arbeiten, entscheidet er sich dafür zu kämpfen, das heißt er kehrt in seinen ursprünglichen Stand zurück. *Regere imperio populos*: das ist unsere Bestimmung. Man verlagere diese unersättliche Tätigkeit auf Länder, die wie China die Eroberung von außen geradezu herausfordern. Man mache die Abenteurer, welche in der europäischen Gesellschaft für Unruhe sorgen, zu einem *ver sacrum*, zu einer Schar wie diejenigen der Franken, der Langobarden, der Normannen, und jeder wird auf seine Kosten kommen. Die Natur hat eine Rasse von Arbeitern geschaffen, nämlich die chinesische, die von einer wunderbaren manuellen Geschicklichkeit ist, aber nahezu kein Gefühl für Ehre besitzt; man regiere sie gerecht, wobei man für die Wohltaten einer solchen Regierung eine kräftige Abgabe zugunsten der erobernden Rasse von ihr erhebt, und sie wird's zufrieden sein; zur Rasse der Bebauer des Bodens gehört auch der Neger; man verhalte sich gütig und menschlich zu ihm, und es wird keinerlei Probleme geben; die europäische Rasse ist eine Rasse von Herren und Soldaten. Man zwinge diese edle Rasse dazu, in der Werkstatt zu arbeiten wie Neger und Chinesen, und sie wird sich auflehnen. Jeder Aufrührer ist bei uns mehr oder weniger ein Soldat, der seine Bestimmung verfehlt hat, ein Mensch, der für das Heldenleben geschaffen ist und der zu einer *seiner Rasse widersprechenden Tätigkeit* herangezogen wird: schlechter Arbeiter, sehr guter Soldat. Doch das Leben, das unsere Arbeiter zum Aufruhr treibt, würde einen Chinesen, einen Fellachen glücklich machen, Menschen, die überhaupt keine militärische Veranlagung besitzen. *Jeder mag tun, wozu er geschaffen ist, und alles wird in bester Ordnung sein.*“

Hitler? Rosenberg? Nein, Ernest Renan.

Aber steigen wir noch eine Stufe tiefer: Vor uns steht der schwadronierende Politiker. Wer protestiert? Niemand, soviel ich weiß, wenn Monsieur Albert Sarrault in einer Rede vor Schülern der Kolonialschule diesen jungen Leuten

beibringt, daß es albern wäre, den europäischen Kolonisationsunternehmungen mit „einem sogenannten Besitzerrecht und ich weiß nicht was für einem Recht auf Weltabgeschiedenheit“ zu begegnen, Rechte, „die nur den sinnlosen Besitz ungenutzter Reichtümer in unfähigen Händen verewigen würden“.

Und wer entrüstet sich, wenn er einen gewissen Hochwürden Barde behaupten hört, daß, „wenn die Güter dieser Erde auf immer und ewig unter viele verteilt blieben, wie es ohne die Kolonisation der Fall wäre, dies weder dem Plan Gottes noch den berechtigten Forderungen der Gesamtheit der Menschen entspräche“?

In Anbetracht der Tatsache, wie sein Mitbruder in Christo, Hochwürden Muller, versichert, „daß die Menschheit nicht dulden darf, nicht dulden kann, daß die Unfähigkeit, die Nachlässigkeit, die Faulheit der wilden Völker die Reichtümer, die Gott ihnen mit dem Auftrag anvertraut hat, zum Wohle aller Gebrauch von ihnen zu machen, auf ewig ungenutzt lassen“.

Kein Mensch entrüstet sich darüber.

Ich meine, kein bekannter Schriftsteller, kein Akademiemitglied, kein Kanzelredner, kein Politiker, kein Kreuzfahrer von Recht und von Religion, kein „Verteidiger der menschlichen Persönlichkeit“.

Und dabei sprach doch aus dem Mund der Sarraults und der Bardes, der Mullers und der Renans, aus dem Mund all derer, die es für zulässig hielten und halten, den außereuropäischen Völkern zu Nutz und Frommen stärkerer und entwickelterer Nationen eine Art „Enteignung im öffentlichen Interesse“ aufzuerlegen, sprach aus ihrem Mund bereits Hitler!

Woraus ich hinauswill? Auf folgenden Gedanken: daß niemand schuldlos kolonisiert, daß auch niemand ungestraft kolonisiert; daß eine Nation, die kolonisiert, daß eine Zivilisation, welche die Kolonisation – also die Gewalt – rechtfertigt, bereits eine kranke Zivilisation, eine moralisch angefaulte Zivilisation ist, die zwangsläufig, von Konsequenz zu Konsequenz und von Verleugnung zu Verleugnung, nach ihrem Hitler, das heißt nach ihrer Bestrafung ruft.

Kolonisation: Brückenkopf in eine Zivilisation der Barbarei, aus der jederzeit die schiere Negation der Zivilisation hervorbrechen kann.

Ich habe aus der Geschichte der Kolonialexpeditionen einige Beispiele zusammengetragen, die ich an anderer Stelle ausführlich zitiert habe.

Das hat einigen Leuten nicht sonderlich in den Kram gepaßt. Man nennt das wohl „alte Leichen aus dem Keller holen“. Alte Leichen!

War es etwa überflüssig, Oberst de Montagnac, einen der Eroberer Algeriens, zu zitieren, der schrieb:

„Um die trüben Gedanken zu verscheuchen, die mich bisweilen bedrängen, habe ich Köpfe rollen lassen, nicht etwa Salatköpfe, sondern Menschenköpfe.“

Hätte ich etwa Graf d’Hérisson das Wort verbieten sollen, der sagte:

„Es ist wahr, daß wir ein ganzes Faß voller Ohren mitbrachten, die wir Paar für Paar den Gefangenen, egal ob Freund oder Feind, abgepflückt hatten.“

Hätte ich etwa Saint-Arnaud das Recht verweigern sollen, sein barbarisches Glaubensbekenntnis abzulegen, das da lautet:

„Wir verwüsten, wir brandschatzen, wir plündern, wir zerstören Häuser und Bäume.“

Hätte ich etwa Marschall Bugeaud daran hindern sollen, das alles zu einer kühnen Theorie zusammenzufassen und sich auf große Vorfahren zu berufen:

„Wir brauchen eine große Invasion nach Afrika, die dem ähnelt, was die Franken, was die Goten vollbracht haben.“

Und schließlich und endlich: hätte ich etwa die denkwürdige Kriegstat des Kommandeurs Gérard ins Dunkel des Vergessens verbannen und die Eroberung von Ambike verschweigen sollen, einer Stadt, die eigentlich gar nicht daran gedacht hatte, sich zu verteidigen? Gérard:

„Die Infanteristen hatten Befehl, nur die Männer zu töten, aber sie waren nicht zurückzuhalten; berauscht vom Geruch des Blutes, verschonten sie nicht eine einzige Frau, nicht ein einziges Kind... Am späten Nachmittag stieg infolge der Hitze ein leichter Nebel auf: Es war das Blut der fünftausend Opfer, des dunklen Doubles der Stadt, das da in der untergehenden Sonne verdampfte.“

Treffen diese Dinge zu, ja oder nein? Und die sadistischen Wonnen, die unbeschreiblichen Genüsse, die Pierre Lotis alte Knochen erbeben lassen, wenn er durch sein Offizierslorgnon ein schönes Annamiten-Massaker beobachtet?¹ Wahr oder nicht wahr? Und wenn diese Dinge wahr sind, was niemand zu leugnen vermag, wird man dann, um sie zu bagatellisieren, sagen, daß diese Leichen gar nichts beweisen?

Was mich angeht, wenn ich hier an einige Einzelheiten dieser abscheulichen Gemetzel erinnere, dann sicher nicht, um mich daran zu ergötzen, sondern weil ich meine, daß man sich dieser Menschenköpfe, dieser Ohrenernten, dieser niedergebrannten Häuser, dieser gotischen Invasionen, dieses verdampfenden Bluts, dieser unter der Schneide des Schwerts sich verflüchtigenden Städte nicht so billig entledigen wird. Sie beweisen, daß die Kolonisation – ich wiederhole – selbst den zivilisiertesten Menschen entmenschlicht; daß das koloniale Vorgehen, die koloniale Unternehmung, die koloniale Eroberung, die sich auf die Verachtung des eingeborenen Menschen gründen und durch diese Verachtung gerechtfertigt werden, zwangsläufig die Tendenz haben, denjenigen, der sie unternimmt, zu verändern; daß der Kolonisator, der sich, um ein gutes Gewissen zu haben, daran gewöhnt, im anderen *das Tier* zu sehen, und sich darin übt, ihn als Tier zu behandeln, objektiv die Neigung entwickelt, sich selbst *in ein Tier* zu verwandeln. Diese Rückwirkung, dieser Bumerangeffekt ist es, auf den aufmerksam zu machen wichtig ist.

Parteilichkeit? Nein. Es gab eine Zeit, in der man sich auf eben diese Dinge etwas zugute hielt und in der man, der Zukunft gewiß, kein Blatt vor den Mund nahm. Ein letztes Zitat; es stammt von einem gewissen Carl Siger, Verfasser eines *Essai sur la colonisation* (Versuch über die Kolonisation)²:

“Die neuen Länder sind ein weites Betätigungsfeld für individuelle, mit Gewalt verbundene Aktivitäten, die im Mutterland mit gewissen Vorurteilen, mit einer sittsam-ordentlichen Auffassung des Lebens kollidieren würden und die sich in den Kolonien freier entfalten und damit auch besser ihren Wert unter Beweis stellen können. So können die Kolonien der modernen Gesellschaft bis zu einem gewissen Grad als Sicherheitsventil dienen. Dieser Nutzen, selbst wenn er der einzige wäre, ist außerordentlich groß.“

Wahrhaftig, es gibt Makel, die kein Mensch zu tilgen vermag und für die man

niemals genug wird büßen können.

Aber reden wir nun von den Kolonisierten.

Ich sehe deutlich, was die Kolonisation zerstört hat: die bewunderungswürdigen Zivilisationen der Indianer, und weder Detering noch Royal Dutch noch Standard Oil werden mich jemals über das Verschwinden der Azteken und Inka hinwegtrösten.

Ich sehe deutlich jene – sie sind jetzt schon verurteilt – , in welche die Kolonisation den Keim des Verfalls hineingetragen hat: Ozeanien, Nigeria, Nyassaland. Weniger deutlich sehe ich, was es ihnen an Gutem beschert hat.

Sicherheit? Bildung? Rechtsstaatlichkeit? Nun, ich schaue mich um und sehe überall dort, wo Kolonisatoren und Kolonisierte sich von Angesicht zu Angesicht gegenüberstehen, Zwang, Brutalität, Grausamkeit, Sadismus, Spannung und als Parodie auf jedes Bildungswesen die überstürzte Fabrikation von einigen tausend subalternen Beamten, von Hausdienern, Handwerkern, kaufmännischen Angestellten und Dolmetschern, die für das gute Gedeihen der Geschäfte notwendig sind.

Ich sprach von Kontakt.

Im Verhältnis zwischen Kolonisator und Kolonisiertem ist nur Platz für die Fronarbeit, die Einschüchterung, den Zwang, die Polizei, die Steuer, den Diebstahl, die Vergewaltigung, die Zwangsanpflanzung, die Verachtung, das Mißtrauen, die Anmaßung, den Dünkel, die Gemeinheit, für enthirnte Eliten und erniedrigte Massen.

Kein menschlicher Kontakt, sondern Beziehungen von Herrschaft und Unterwerfung, die den Kolonisierenden zu einem Aufseher, einem Feldwebel, einem Gefängniswärter, einem Wachhund machen und den Eingeborenen zu einem Produktionsmittel.

Ich darf hier meinerseits eine Gleichung aufstellen:

Kolonisierung=Verdinglichung.

Ich höre den Proteststurm. Man redet mir von Fortschritten, von „Errungenschaften“, von geheilten Krankheiten, von gestiegenem Lebensstandard.

Ich aber rede von um ihre Identität gebrachten Gesellschaften, von niedergedrampelten Kulturen, von ausgehöhlten Institutionen, von konfisziertem Land, von ausgelöschten Religionen, von vernichtetem künstlerischem Glanz, von vereitelten großen *Möglichkeiten*.

Man wirft mir Fakten, Statistiken, Straßen-, Kanal- und Eisenbahnkilometer an den Kopf.

Ich aber rede von Tausenden abgeschlachteter Menschen in Ozean-Kongo. Ich rede von denen, die in dem Augenblick, da ich dies schreibe, mit bloßen Händen den Hafen von Abidjan ausheben. Ich rede von Millionen Menschen, die von ihren Göttern, von ihrer Erde, von ihren Gewohnheiten, aus ihrem Leben, aus dem Leben überhaupt, vom Tanz, von der Weisheit weggerissen wurden.

Ich rede von Millionen Menschen, denen man sehr gekonnt die Angst, den Minderwertigkeitskomplex, das Zittern, den Kniefall, die Verzweiflung, das Domestikentum eingebleut hat.

Man will mir mit der Tonnage an Baumwolle oder exportiertem Kakao, mit vielen Hektar gepflanzter Olivenbäume und Weinreben imponieren.

Ich aber rede von natürlichen *Ökonomien*, von harmonischen und lebensfähigen *Ökonomien*, von auf die Eingeborenen zugeschnittenen *Ökonomien*, die man zerrüttet hat, von zerstörten Nahrungsmittelkulturen, von planmäßig eingeführter Unterernährung, von nur am Profit des Mutterlands orientierter Entwicklung der Landwirtschaft, von der Plünderung von Erzeugnissen, von der Plünderung von Rohstoffen.

Man brüstet sich mit der Abschaffung bestimmter Übelstände.

Auch ich rede von Übelständen, aber um zu sagen, daß man auf die alten – sehr realen – Übelstände andere – sehr verabscheuungswürdige – gesetzt hat. Man redet mir von zur Rason gebrachten lokalen Tyrannen; doch ich stelle fest, daß sie sich meistens sehr gut mit den neuen Tyrannen vertragen und daß zwischen diesen und den alten bzw. umgekehrt zum Schaden der Völker ein Filz von Gefälligkeiten und versteckter Komplizenschaft entstanden ist.

Man redet mir von Zivilisation, ich rede von Proletarisierung und Mystifikation.

Was mich angeht, so bin ich ein systematischer Verfechter der *para-europäischen* Zivilisationen.

Jeder Tag, der vergeht, jede Verweigerung von Recht, jeder polizeiliche Knüppeleinsatz, jeder in Blut ertränkte Arbeiterprotest, jeder vertuschte Skandal, jede Strafexpedition, jeder Mannschaftswagen der Bereitschaftspolizei, jeder Polizist und jeder Milizsoldat führen uns den Wert unserer alten Gesellschaften vor Augen.

Es waren an der Gemeinschaft aller orientierte Gesellschaften, niemals solche, wo alle für wenige da sind.

Es waren nicht nur, wie man sie genannt hat, vor-, sondern auch *antikapitalistische* Gesellschaften.

Es waren demokratische Gesellschaften – immer.

Es waren genossenschaftliche, brüderliche Gesellschaften.

Ich bin ein systematischer Verfechter der vom Imperialismus zerstörten Gesellschaften.

Sie waren das Faktum, sie erhoben keinerlei Anspruch, die Idee zu sein, sie waren trotz ihrer Unzulänglichkeiten weder hassenswert noch verdammungswürdig. Es genügte ihnen zu sein. Ihnen gegenüber hatte weder das Wort *Scheitern* noch das Wort *Unglück* einen Sinn. Unversehrt bewahrten sie die Hoffnung.

Wohingegen dies die einzigen Worte sind, die, wenn man ehrlich ist, auf die europäischen Unternehmungen außerhalb Europas zutreffen. Mein einziger Trost ist, daß die Kolonisierungen vorübergehen, daß die Nationen nur eine Zeitlang schlummern und daß die Völker fortbestehen.

Nun hat man aber, wie es scheint, in gewissen Kreisen so getan, als entdeckte man in mir einen „Feind Europas“ und einen Propheten der Rückkehr in die *voreuropäische* Vergangenheit.

Was mich angeht, so frage ich mich vergebens, wo und wann ich derartige Dinge gesagt haben soll; wo und wann man mich die Bedeutung Europas in der Geschichte des menschlichen Denkens hat schmälern hören; wo und wann man mich irgendeine Art von *Rückkehr* hat predigen hören; wo und wann man mich hat behaupten hören, daß es eine *Rückkehr* überhaupt geben kann.

In Wirklichkeit habe ich etwas ganz anderes gesagt: nämlich daß das große geschichtliche Drama Afrikas nicht so sehr in seiner zu späten Fühlungnahme mit der übrigen Welt bestanden hat als vielmehr in der Art und Weise, wie dieser Kontakt zustande kam; daß sich Europa in dem Augenblick „ausgedehnt“ hat, als es den skrupellosesten Geldleuten und Industriekapitänen in die Finger fiel; daß unser Unglück es wollte, daß wir auf unserem Weg ausgerechnet diesem Europa begegnet sind, und daß Europa vor der menschlichen Gemeinschaft Rechenschaft abzulegen hat für den höchsten Leichenberg der Geschichte.

Ferner habe ich, über das kolonisatorische Treiben urteilend, hinzugefügt, daß Europa sich mit allen eingeborenen Feudalherren, die dienstwillig waren, aufs beste verstanden hat; kriminelle Komplizenschaften mit ihnen eingegangen ist; ihre Tyrannei effektiver und effizienter gemacht hat und sein Handeln auf nichts anderes gerichtet gewesen ist als darauf, den Fortbestand der jeweiligen lokalen Vergangenheit samt dem Verderblichsten, was sie besaß, künstlich zu verlängern.

Ich habe gesagt – und das ist etwas ganz anderes –, daß das kolonisatorische Europa sein neuzeitliches Fehlverhalten auf die Ungerechtigkeit des Altertums gepropft hat; den abscheulichen Rassismus auf die alte Ungleichheit.

Daß ich, wenn man mir irgendwelche Absichten unterstellt, dabei bleibe, daß das kolonisatorische Europa unredlich ist, wenn es sein kolonisatorisches Treiben im nachhinein mit den greifbaren materiellen Fortschritten rechtfertigt, die unter kolonialer Herrschaft auf bestimmten Gebieten erzielt worden sind, wobei zu bedenken ist, daß eine *plötzliche Veränderung* in der Geschichte wie anderswo jederzeit möglich ist; daß niemand weiß, in welchem Stadium der materiellen Entwicklung die in Frage stehenden Länder heute ohne das europäische Eingreifen wären; daß technische Ausstattung und administrative Umgestaltung, kurzum die „Europäisierung“ Afrikas oder Asiens durchaus nicht – wie das Beispiel Japan beweist – an eine europäische *Okkupation* gebunden war; daß die Europäisierung der nicht-europäischen Kontinente anders hätte vor sich gehen können als unter dem Stiefel Europas; daß dieser Europäisierungsprozeß *bereits im Gange war*; daß er sogar verlangsamt wurde; daß er jedenfalls durch die Inbesitznahme seitens Europas deformiert worden ist.

Der beste Beweis dafür ist, daß es gegenwärtig die Eingeborenen Afrikas oder Asiens sind, die Schulen verlangen, und daß es das kolonisatorische Europa ist, das sie ihnen verweigert; daß es der afrikanische Mensch ist, der Häfen und Straßen haben möchte, und daß es das kolonisatorische Europa ist, das damit geizt; daß es der Kolonisierte ist, der vorankommen möchte, und daß es der Kolonisator ist, der ihn zurückhält.

Darüber hinaus mache ich keinen Hehl aus meiner Ansicht, daß die Barbarei Westeuropas derzeit eine unglaubliche Höhe erreicht hat, die nur noch – um vieles freilich – von einer einzigen anderen übertroffen wird: der *amerikanischen*.

Und ich rede nicht von Hitler noch vom Sträflingsaufseher noch vom Glücksritter, sondern vom „Biedermann“ von nebenan; weder vom SS-Schergen noch vom Berufsverbrecher, sondern vom braven Bürger. Léon Bloy entrüstete sich zuzeiten in seiner Treuherzigkeit darüber, daß Gauner, Meineidige, Fälscher, Diebe und Kuppler damit betraut würden, „das Beispiel der christlichen Tugenden

nach Indien zu tragen“.

Der Fortschritt besteht darin, daß es heute der Hüter dieser „christlichen Tugenden“ ist, der nach der Ehre trachtet – und sich dabei sehr geschickt anstellt – , in Übersee mit Fälscher- und Folterermethoden zu verwalten.

Ein Zeichen, wie prächtig Grausamkeit, Verlogenheit, Niedertracht und Korruptheit in die Seele der europäischen Bourgeoisie eingedrungen sind.

Wie gesagt, ich rede weder von Hitler noch vom SS-Schergen noch von Pogromen und Hinrichtungen ohne Gerichtsverfahren. Sondern von zufällig aufgeschnappten Reaktionen, von zugelassenen Reflexen, von geduldeten Zynismen. Und – sofern man Belege wünscht – von jener Szene menschenfresserischer Hysterie, die ich in der französischen Nationalversammlung erleben mußte.

Donnerwetter, verehrte Kollegen (wie man so sagt), ich ziehe den Hut vor Ihnen (meinen Menschenfresserhut, versteht sich).

Man stelle sich nur vor: neunzigtausend Tote in Madagaskar! Indochina zertreten, zermalmt, ermordet, Folterungen wie im finstersten Mittelalter! Welch ein Spektakel! Diese Wonneschauer, die wieder Saft in die schlappen Glieder pumpfen! Dieses wilde Gebrüll! Bidault mit seinem Gesicht wie eine erbrochene Hostie – die scheinheilig-verlogene Menschenfresserei; Teitgen, ganz Totengräbersohn, der Aliboron der Enthirnung – die Menschenfresserei der Pandekten; Moutet – die kupplerische Menschenfresserei mit großspurigem Gefasel und Butter auf dem Kopf; Coste-Floret – die zum ins Fettnäpfchen tretenden Trampel gewordene Menschenfresserei.

Unvergeßlich, meine Herren! Mit schönen Phrasen, feierlich und kalt wie Stirnbinden, schnüren sie einem den Madagassen zusammen. Mit ein paar konventionellen Worten sticht man ihm einem ab. Kaum, daß man Zeit hat, sich den Mund auszuspülen, da schlitzt man ihm auch schon den Bauch auf. Saubere Arbeit! Da geht kein Tropfen Blut verloren!

Die daraus ihre roten, blutroten Heller schlagen, die sie bar auf die Tische werfen. Die sich damit wie Ramadier – mit Leimkraut versetzt – das Gesicht beschmieren; Fonlup-Esparaber³, der sich damit im Stil Alter-Rundkopf-Gallier den Schnauzbart steift; der alte Desjardins über die Ausdünstungen des Bottichs gebeugt und sich an ihnen berauschend wie an lieblichem Wein. Die Gewalt! Die der Schwachen. Bezeichnend ist: nicht vom Kopf her faulen Zivilisationen, als erstes fault das Herz.

Ich muß zugeben, daß dieses „Schlag’ tot! Schlag’ tot!“, dieses „Blut muß fließen“, das vom zitterigen Greis und vom gutherzigen jungen Mann, der bei den gütigen Patres die Schulbank gedrückt hat, auf das Wohl Europas und der Zivilisation gebrüllt wird, mich viel unangenehmer berührt als der aufsehenerregendste Raubüberfall auf irgendeine Pariser Bank.

Und das alles, sehen Sie, sind keine Ausnahmen.

Im Gegenteil, die bürgerliche Grobklotzigkeit ist die Regel. Dieser Grobklotzigkeit ist man seit einem Jahrhundert auf der Spur. Man horcht sie ab, man ertappt sie, man riecht sie, man verfolgt sie, man verliert sie, man findet sie wieder, man beschattet sie, und sie stellt sich jeden Tag überkeiterregender zur Schau. Oh, der Rassismus dieser Herren beleidigt mich nicht. Er empört mich nicht. Ich nehme ihn nur Kenntnis. Ich konstatiere ihn, weiter nichts. Ich bin ihm fast dankbar, daß

er sich am hellichten Tage äußert – als Zeichen. Als Zeichen, daß die unerschrockene Klasse, die einst die Bastillen stürmte, die Gicht in den Beinen hat. Als Zeichen, daß sie sich sterbenskrank fühlt. Als Zeichen, daß sie sich schon als Leichnam fühlt. Und wenn so ein Leichnam zu faseln anfängt, hört sich das ungefähr so an:

„Es steckte nur allzu viel Wahrheit in dieser ersten Reaktion der Europäer, *die es im Zeitalter des Kolumbus ablehnten, in den verkommenen Wesen, welche die neue Welt bevölkerten, ihresgleichen zu sehen...* Man kann gar nicht seinen Blick einen Augenblick lang auf die Wilden richten, ohne den Fluch zu lesen, der ihm nicht nur in der Seele geschrieben steht, sondern sogar in der äußeren Gestalt seines Körpers.“

Und darunter steht der Name Joseph de Maistre.

(So sieht der Aufguß von Mystik aus.)

Und dann hört es sich noch so an:

„Vom Standpunkt der Zuchtwahl aus würde ich ein sehr großes zahlenmäßiges Wachstum der gelben und schwarzen Elemente, die schwierig zu eliminieren wären, als mißlich ansehen. Wenn die zukünftige Gesellschaft jedoch auf einer dualistischen Grundlage organisiert wird, nämlich *mit einer langköpfig-blonden Schicht, die herrscht, und einer rassisch minderwertigen Schicht, die man nur gröbste Handarbeit verrichten läßt, fällt die letztgenannte Rolle möglicherweise gelben und schwarzen Elementen zu.* In diesem Falle wären sie für die Langköpfig-Blonden übrigens keine Last, sondern von Nutzen... *Man darf nicht vergessen, daß [die Sklaverei] nichts Unnormaleres ist als die Domestikation des Pferds oder des Rinds.* Es ist also möglich, daß sie in Zukunft in dieser oder jener Form wieder aufkommt. Das wird vermutlich sogar ganz unvermeidlich geschehen, wenn nicht die vereinfachte Lösung praktiziert wird: eine einzige durch Zuchtwahl egalisierte höhere Rasse.“

So sieht der szientistische Aufguß aus, und darunter steht der Name Lapouge.

Und es hört sich außerdem so an (diesmal literarischer Aufguß):

„Ich weiß, daß ich mich den armen Bayas der Mambéré für überlegen halten muß. *Ich weiß, daß ich auf mein Blut stolz sein muß.* Wenn sich ein überlegener Mensch nicht mehr für überlegen hält, dann ist er auch nicht länger überlegen... *Wenn sich eine überlegene Rasse nicht mehr für eine auserwählte Rasse hält, dann ist sie auch nicht länger eine auserwählte Rasse.*“

Und darunter steht der Name Psychari-Soldat-Afrikas.

Übersetzt man das in journalistische Mundart, kommt dabei Farguet heraus:

„Der Barbar gehört im Grunde der gleichen Rasse an wie der Römer oder der Grieche. Er ist ein Verwandter. Der gelbe, der Schwarze sind ganz und gar nicht unsere Verwandten. Hier besteht ein echter Unterschied, ein echter – und zwar sehr großer – *ethnologischer* Abstand. *Im Grunde ist die Zivilisation bis heute immer nur von Weißen gemacht worden...* In einem gelb gewordenen Europa wird es mit Sicherheit zu einer Rückwärtsentwicklung kommen, zu einer neuen Epoche der Verfinsterung und Verwirrung, das heißt zu einem neuen Mittelalter.“

Und dann, noch tiefer, immer tiefer, hinab auf den Grund der Grube, tiefer, als die Schaufel zu graben vermag, Monsieur Jules Romains von der Académie Française und von der *Revue des Deux Mondes*. (Natürlich tut es nichts zur Sache,

daß Monsieur Farigoule wieder einmal den Namen geändert hat und sich hier umständehalber Salsette nennen läßt.) Wichtig ist, daß Monsieur Jules Romains imstande ist, dies zu Papier zu bringen:

„Auf eine Diskussion lasse ich mich nur mit Leuten ein, die bereit sind, sich folgendes vorzustellen: Wir hätten ein Frankreich, auf dessen mutterländischem Territorium zehn Millionen Schwarze leben, davon fünf oder sechs Millionen im Tal der Garonne. Sollte unsere wackere Bevölkerung im Südwesten noch nie von Rassenvorurteilen berührt worden sein? Von keinerlei Besorgnis, wenn sich die Frage gestellt hätte, alle Macht diesen Negern, Kindern von Sklaven, zu übergeben?... Es ist mir passiert, daß ich in Reih und Glied an die zwanzig reinrassige Schwarze vor mir hatte... Ich will unseren Negern und Negerinnen gar nicht vorwerfen, daß sie Kaugummi kauen. Ich stellte nur fest... daß das Kauen die Wirkung hat, deutlich die Kiefer hervortreten zu lassen, und daß die Vorstellungen, die einem dabei in den Sinn kommen, einen eher in die Nähe des Äquatorwaldes versetzen als in diejenige der Prozession der Panathenäen... Die schwarze Rasse hat noch keinen Einstein, keinen Strawinsky, keinen Gershwin hervorgebracht und wird sie auch nie hervorbringen.“

Ein schwachsinniger Vergleich für den anderen: da uns der Prophet der *Revue des Deux Mondes* und sonstiger stiller Örtchen zu „weithergeholten“ Nebeneinanderstellungen einlädt, gestatte er dem Neger, der ich bin, der Meinung zu sein – niemand ist ja Herr seiner Assoziationen –, daß sein Geraune weniger an die Eiche von Dodona, ja nicht einmal an den dortigen Kochkessel erinnert als vielmehr an das Iah-Geschrei der Esel vom Missouri.

Nochmals: ich bin ein systematischer Verfechter unserer alten Negerzivilisationen: Sie waren taktvolle Zivilisationen.

Demnach, so wird man mir sagen, besteht das eigentliche Problem also darin, zu ihnen zurückzukehren. Ich wiederhole: nein. Wir sind keine Menschen des „Entweder das eine oder das andere“. Für uns liegt das Problem nicht in einem utopischen und sterilen Versuch der Wiederholung, sondern im Überschreiten. Wir wollen nicht eine tote Gesellschaft wieder zum Leben erwecken. Das überlassen wir den Liebhabern der Exotik. Ebenso wenig aber wollen wir das Weiterbestehen der gegenwärtigen Kolonialgesellschaft, des ekligsten Stücks verdorbenen Fleisches, das je in der Sonne verfault ist. Es ist eine neue Gesellschaft, die wir mit Hilfe aller unserer versklavten Brüder schaffen müssen und die den Reichtum des ganzen modernen Produktivvermögens und die Wärme der ganzen altertümlichen Brüderlichkeit besitzt.

Dafür, daß dies möglich ist, bietet uns die Sowjetunion einige Beispiele...

Doch zurück zu Monsieur Jules Romains.

Man kann nicht sagen, der Kleinbürger habe nichts gelesen. Im Gegenteil, er hat alles gelesen, alles verschlungen.

Nur funktioniert sein Gehirn wie gewisse primitive Verdauungsapparate. Es sibt aus. Und das Sieb läßt nur durch, was die Speckschwarte des bürgerlichen guten Gewissens mästet.

Die Vietnamesen waren vor der Ankunft der Franzosen in ihrem Land Menschen von einer erlesenen und verfeinerten alten Kultur. Daß man daran erinnert, ärgert die Bank von Indochina. Macht das Gedächtnisloch auf!

Diese Madagassen, die man heute foltert, waren vor nicht einmal hundert Jahren Dichter, Künstler und Verwaltungsleute? Pst, Mund halten! Und die Stille wird stählern wie ein Geldschrank! Zum Glück gibt es noch die Neger. Ach, die Neger! Sprechen wir von den Negern!

Aber ja doch, sprechen wir von ihnen.

Sudanesische Kaiserreiche? Bronzen aus dem Benin? Shango-Bildhauerei? Meinetwegen; das ist doch mal etwas anderes als all diese hanebüchernen Machwerke, die so viele europäische Hauptstädte verunzieren. Afrikanische Musik? Warum nicht?

Und sprechen wir von dem, was die ersten Forschungsreisenden gesehen und gesagt haben... Nicht die, die an den Futterkrippen der Konzerne fressen! Sondern die d'Elbéés, die Marchais', die Pigafettas! Und vor allem Frobenius! Na, wißt ihr, wer das ist, Frobenius? Lesen wir, was er schreibt:

„Zivilisiert bis ins Knochenmark! Die Vorstellung vom barbarischen Neger ist eine europäische Erfindung.“

Der Kleinbürger will nichts mehr hören. Mit den Ohren wackelnd verscheucht er das Denken.

Das Denken, diese lästige Fliege. [...]

Von den einst von der Bourgeoisie erfundenen und über die ganze Welt verbreiteten Werten ist der eine der des *Menschen* und des Humanismus – wir haben gesehen, was daraus geworden ist – und der andere der der *Nation*.

Es ist eine Tatsache: Die Nation ist ein bürgerliches Phänomen...

Nun ist es aber so, daß ich, wenn ich den Blick vom *Menschen* ab- und ihn den *Nationen* zuwende, feststellen muß, daß auch hier große Gefahr im Verzug ist; daß das koloniale Treiben für die neuzeitliche Welt das ist, was der römische Imperialismus für die antike Welt war: Vorbereiter des *Zusammenbruchs* und Wegbereiter der *Katastrophe*. Wie denn? Die niedergemetzelten Indianer, die ihrer Identität beraubte moslemische Welt, die ein gutes Jahrhundert lang besudelte und entmenschlichte chinesische Welt; die entwürdigte Negerwelt; für immer erloschene mächtige Stimmen; in alle Winde verstreute Sippen; diese ganze Abschlachtereie, diese Vergeudung, diese auf einen Monolog reduzierte Menschheit, und man glaubt, für das alles müsse nicht irgendwann einmal bezahlt werden? Die Wahrheit ist, daß diese Politik Europas eigenen Ruin in sich birgt und daß Europa, wenn es nicht sehr auf der Hut ist, an der Leere zugrunde gehen wird, die es um sich herum geschaffen hat.

Man hat geglaubt, man hätte lediglich Indianer oder Inder oder Ozeanier oder Afrikaner zur Strecke gebracht. In Wirklichkeit hat man, einen nach dem anderen, die Schutzwälle niedergerissen, innerhalb deren die europäische Zivilisation sich frei entwickeln konnte.

Ich weiß, wie überaus bedenklich historische Vergleiche sind, vor allem derjenige, den ich jetzt skizzieren möchte. Dennoch sei mir gestattet, hier eine Seite von Quinet wiederzugeben, und zwar wegen des nicht unbeträchtlichen Wahrheitsgehalts, den sie aufweist und der es wert ist, bedacht zu werden.

Quinet schreibt:

„Man fragt, wieso in der antiken Zivilisation so schlagartig die Barbarei

ausgebrochen ist. Ich glaube, darauf eine Antwort zu haben. Es ist merkwürdig, daß eine so einfache Ursache nicht jedem in die Augen springt. Das System der antiken Zivilisation bestand aus einer bestimmten Anzahl von Nationalitäten, von Vaterländern, die sich, obwohl sie anscheinend miteinander verfeindet waren, gegenseitig schützten, beistanden und aufrechterhielten. Als das sich ausdehnende römische Reich daran ging, diese Nationengruppen zu erobern und zu zerstören, glaubten die verblendeten Sophisten, am Ende dieses Weges werde ein Rom stehen, in dem die Menschheit zu ihrem Triumph gelange. Man sprach von der Einheit des menschlichen Geistes... Es war nur ein Traum. Es erwies sich, daß jene Nationalitäten lauter Bollwerke waren, die Rom selbst schützten... Nachdem Rom also bei diesem vermeintlichen Siegesmarsch in Richtung auf eine einheitliche Zivilisation nacheinander Karthago, Ägypten, Griechenland, Judäa, Persien, Dakien, Gallien usw. zerstört hatte, zeigte sich, daß es selbst die Dämme vernichtet hatte, die es vor jenem menschlichen Ozean schützten, in dem es dann zugrunde gehen sollte. Der edelmütige Cäsar ebnete nur, als er Gallien zerschlug, den Germanen den Weg. Soviele ausgelöschte Gesellschaften und Sprachen, sovielen vernichteten Stadtstaaten, Bürgerrechte und Hausstände sorgten für ein Vakuum rings um Rom, und wohin die Barbaren nicht vordrangen, dort brach die Barbarei ganz von selbst aus. Die vernichteten Gallier verwandelten sich in Bagauden. So verursachten der gewaltsame Sturz oder die allmähliche Ausrottung der ihre eigenen Züge besitzenden Staatsgebilde den Zusammenbruch der antiken Zivilisation. Dieses gesellschaftliche Gebäude wurde von den Nationalitäten getragen wie von unterschiedlichen Marmor- und Porphyssäulen.

Als man unter dem Beifall der klugen Köpfe jener Zeit jede einzelne von diesen lebendigen Säulen zerstört hatte, stürzte das Gebäude in sich zusammen, und die klugen Köpfe von heute überlegen immer noch, wie es binnen eines Augenblicks zu einem so gewaltigen Trümmerberg kommen konnte!“

Und nun frage ich: Was hat das bürgerliche Europa anderes getan? Es hat die Zivilisationen ausgehöhlt, die Vaterländer verwüstet, die Nationalitäten zugrunde gerichtet, die „Wurzel der Vielfalt“ ausgerissen. Keine Dämme mehr. Keine Bollwerke mehr. So schlägt die Stunde des Barbaren. Des modernen Barbaren. Die amerikanische Stunde. Gewalt, Maßlosigkeit, Verschwendung, Profitgier, Bluff, Herdenmenschentum, Dummheit, Vulgarität, Unordnung.

1913 schrieb Page an Wilson:

„Die Zukunft der Welt gehört uns. Was tun wir, wenn demnächst die Herrschaft über die Welt in unsere Hände fällt?“

Und 1914: „Was werden wir in nächster Zeit mit diesem England und mit diesem Empire anfangen, wenn die wirtschaftlichen Kräfteverhältnisse die Führung der Rasse in unsere Hände gelegt haben werden?“

Mit diesem Empire... Und mit den anderen...

Und tatsächlich, sieht man denn nicht, wie ostentativ diese Herren gerade noch die Fahne des Antikolonialismus geschwenkt haben?

„Hilfe für die unterprivilegierten Länder“, sagt Truman. „Die Zeit des alten Kolonialismus ist vorbei.“ Ebenfalls Truman.

Damit ist gemeint, daß die amerikanische Hochfinanz die Stunde für gekommen hält, sämtliche Kolonien der Welt an sich zu reißen. Da kann ich nur

sagen: Vorsicht, Freunde!

Ich weiß, daß sich manche von euch, angewidert von Europa, von der großen Abscheulichkeit, deren Zeugen zu sein ihr euch nicht ausgesucht habt, Amerika zuwenden – oh, es sind nicht viele! – und sich daran gewöhnen, in ihm einen möglichen Befreier zu sehen.

„So ein Glücksfall!“ denken sie.

„Die Bulldozer! Die gewaltigen Investitionen! Die Straßen! Die Häfen!“

„Aber der amerikanische Rassismus!“

„Pah, durch den europäischen Rassismus in den Kolonien haben wir ein dickes Fell bekommen!“

Und schon sind wir bereit, das große Yankee-Risiko einzugehen.

Aber noch einmal: Vorsicht!

Die amerikanische Herrschaft, die einzige, der man nicht entgeht. Ich meine, der man nicht völlig unbeschadet entgeht.

Und da ihr von Fabriken und Industrien sprecht: seht ihr nicht – hysterisch, mitten im Herzen unserer Wälder oder unseres Buschs, ihre Flugasche in den Himmel speiend – die grandiose Fabrik, aber für Domestiken, die ungeheuerer Mechanisierung, aber des Menschen, die gigantische Vergewaltigung all dessen, was unsere Menschheit von Beraubten noch an persönlich Eigenem, an Unberührtem, an nicht Besudeltem zu retten gewußt hat, die Maschine, ja, die nagelneue Maschine, aber zum Zerquetschen, zum Zermalmen, zum Verdummen der Völker?

So daß größte Gefahr besteht...

So daß, wenn Westeuropa nicht von sich aus in Afrika, in Ozeanien, auf Madagaskar – also vor der Tür Südafrikas – , auf den Antillen – also vor der Tür Amerikas – die Initiative zu einer Politik der *Nationalitäten*, die Initiative zu einer neuen, auf die Achtung der Völker und Kulturen sich gründenden Politik ergreift; was sage ich, wenn Europa nicht die im Sterben liegenden Kulturen wieder aufrichtet und für das Entstehen neuer Kulturen sorgt; wenn es nicht zu einem Erwecker von Vaterländern und Zivilisationen wird – das sage ich, ohne hier auf den bewunderungswürdigen Widerstand der Kolonialvölker einzugehen, den gegenwärtig auf großartige Weise Vietnam, aber auch das Afrika des R.D.A. symbolisieren – , Europa sich selbst seiner letzten *Chance* berauben und mit eigenen Händen das Laken der tödlichen Finsternis über sich ziehen wird.

Was im Klartext bedeutet, daß das Heil Europas nicht Sache einer Revolution in den Methoden ist, sondern Sache der *Revolution schlechthin*: derjenigen, die in Erwartung der klassenlosen Gesellschaft die engstirnige Tyrannei einer entmenslichten Bourgeoisie durch die Vorherrschaft der einzigen Klasse ersetzen wird, die noch eine universale Aufgabe hat, denn sie leidet in ihrem Fleisch an allen Übeln der Geschichte, an allen universalen Übeln: das Proletariat.

1950

¹Es handelt sich um den Bericht von der Einnahme von Thuan-An, der im September 1883 in *Le Figaro* erschien und der in N. Serbans Buch *Loti, sa vie, son œuvre* (Loti. Leben und Werk) zitiert wird: „Dann hatte das große Gemetzel begonnen. Man hatte Salvenfeuer gegeben, und es war ein Vergnügen, diese so leicht lenkbaren Geschoßgarben zweimal in der Minute unter einem

methodischen und sicheren Befehl auf sie niederprasseln zu sehen... Man sah welche, die völlig den Verstand verloren hatten und sich, von einem Laufrausch befallen, wieder aufrappelten... Sie rannten im Zickzack hin und her, solange dieser Todeslauf währte, wobei sie auf komische Weise ihre Kleider bis zu den Lenden hochstreiften... und dann amüsierte man sich damit, die Toten zu zählen“ usw.)

²*Essai sur la colonisation*. Paris 1907

³kein übler Kerl im Grunde, wie sich später zeigte, aber an jenem Tag außer Rand und Band

Übersetzung: Heribert Becker